

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

1. JAHRGANG · FOLGE 5
BERLIN, 3. MÄRZ 1942

Wo der Gegner auch auftritt, werden wir ihn in diesem Jahr wieder schlagen, genau wie bisher! Es wird wieder ein Jahr großer Siege sein. Und so wie ich früher die Fahne zu jeder Zeit trug, so werde ich sie jetzt erst recht hochhalten

Der Führer am 30. Januar 1942

Im VISIER

UFF-UFF!



Wie der nordamerikanische Sender Wayne berichtet, haben die Chippeways, ein Indianerstamm im Staate Michigan, den Achsenmächten den Krieg erklärt. Da haben wir's! Schauerlich gellt der Kriegsruf der Rothäute über die Steppen und Savannen. Das Kriegsbeil (Marke Nirosta, Made in Germany) wurde ausgegraben, die Friedenspfeife liegt zerschmettert am Boden. In herrlich bunten Farben erstrahlt der Feder-Kopfschmuck der Männer im Scheine des Lagerfeuers, emsig kreist die Flasche mit Feuerwasser. Kiowa, die schon etwas verwelkte Prärieblume der Chippeways, singt vor ihrem Wigwam schwermütige Indianerlieder. Der Häuptling aber reibt sich zufrieden die Hände. Das wird einen neuen Fremdenzustrom geben (Eintritt 25 Cents)! Auch das Große Bleichgesicht im Weißen Haus wird zufrieden sein. Auf gegen die bösen Achsenmänner, die den Rothäuten die Jagdgründe streitig machen wollen! Werft eure Lassos, schwingt den Tomahawk! Wir aber kratzen uns bei dieser Kunde an unserem (noch immer festsitzenden) Skalp und denken: Armer Winnetou, armer Old Shatterhand, die ihr von den ewigen Jagdgründen aus diesen Zirkus mitansehen müßt! Ihr werdet gramzerfurcht eure Silberbüchse, euren Henry-Stutzen an den granitenen Felsen zerschmettern! Denn die Letzten einst tapferer Indianerstämme sind dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen. Hugh, wir haben gesprochen!

GUMMI



Mit der Halbinsel Malaya sind den Japanern auch die britischen Gummiplantagen in die Hände gefallen. Die Briten verlieren damit ihr Weltmonopol, das sie selbst den Amerikanern gegenüber behaupteten — in Zeiten, als Churchill noch nicht die Klingel am Weißen Haus in Washington zog. Nun haben die Engländer das Monopol eingebüßt, mit dem Naturgummi aber ist es für sie und auch für Amerika aus. Der Londoner „Daily Expreß" versucht diese betrübliche Tatsache den amerikanischen Lesern mit dem Hinweis nahezubringen, daß die USA nun auch den Krieg zu spüren bekämen, denn — der Kaugummi würde knapp. Nun, die Nordamerikaner mögen sich trösten, die Japaner werden ihnen dafür genug weit schwerere Brocken zum „Kauen" geben! Die Briten wollen der beginnenden Gumminot durch Sammeln von Gummischrott steuern und zahlen für ein Kilo den phantastischen Preis von 10 Schilling. Erfolg: man sammelt und stiehlt Autoreifen, wo man sie nur finden kann. Die Gummi-Aktionäre in London aber schreien nach ihrer Dividende. Der Direktor der „Bajoc Kidpel Rubber and Produce Co." konnte sie unlängst mit den Worten trösten: „Trotz der düsteren Wolken über unseren Pflanzungen hält die Gesellschaft sich für finanzkräftig genug, wenigstens 6 Prozent einkommensteuerfreie Dividende zusichern zu können." Keine Plantagen mehr, kein Gummi mehr, keine Produktion, aber trotzdem Dividende — echt plutokratisch!

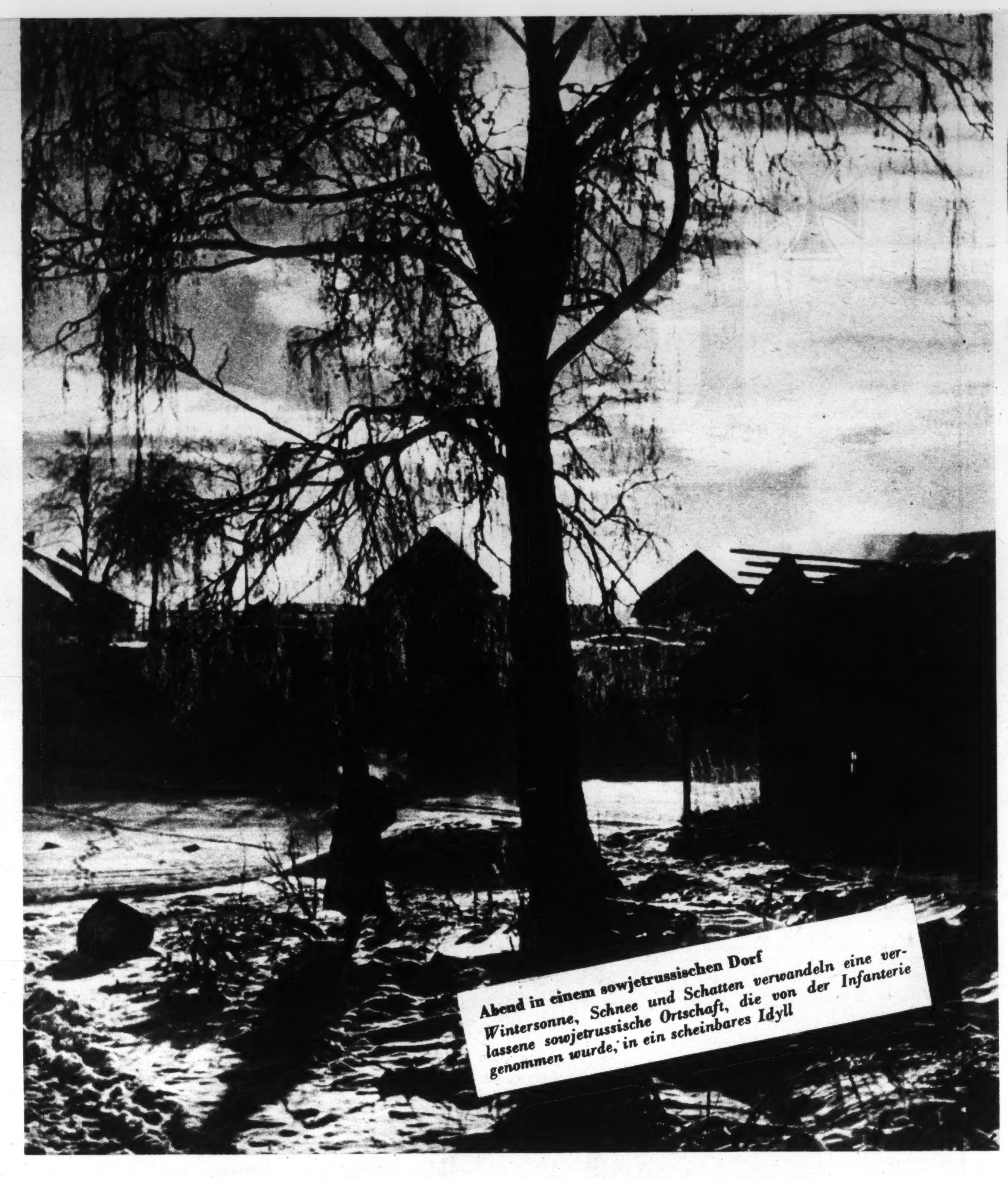
AUSVERKAUF



Die britischen Militärbehörden in Damaskus haben sich genötigt gesehen, den syrischen Pfandleihern bei schwerer Strafe zu verbieten, Uniformen und Ausrüstungsgegenstände der Wehrmacht des britischen Empire zu beleihen oder zu kaufen. Der Anlaß zu dieser immerhin etwas merkwürdigen Maßnahme war die Tatsache, daß in letzter Zeit australische Soldaten militärische Ausrüstungsgegenstände dort versetzten. Des englischen Königs Rock auf der Pfandleihe ist eine Vorstellung, die in den Tagen des britischen Niederganges des Reizes nicht entbehrt. Daß die Militärbehörden darauf mit einem Verbot reagieren, ist verständlich. Aber es ist naturgemäß für die Soldaten Seiner Majestät des englischen Königs schwer, im allgemeinen Ausverkauf des Empire nicht auch die höchst privaten Konsequenzen aus dem Ramschladen großen Stils zu ziehen, den Churchill bereits seit geraumer Zeit mit Stützpunkten betreibt . . .

Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse

Titelblatt von Kriegsberichter Kinsche (Prop.-Komp. 648)



Abend in einem sowjetrussischen Dorf
Wintersonne, Schnee und Schatten verwandeln eine verlassene sowjetrussische Ortschaft, die von der Infanterie genommen wurde, in ein scheinbares Idyll



Der Winter – die fehlgeschlagene Hoffnung unserer Feinde

Von Hauptmann WERNER STEPHAN

In seiner großen Berliner Rede hat der Führer vor der ganzen Welt festgestellt, daß unsere Feinde im Kampf gegen das Reich seit langem nur noch eine Hoffnung hatten: den russischen Winter! Sie hatten damit gerechnet, daß es den deutschen Soldaten und ihren Verbündeten nicht möglich sein würde, unter den ungewohnten klimatischen Verhältnissen des Ostens den Angriffen eines auf den Winterkrieg vorbereiteten Gegners auf die Dauer Widerstand zu leisten. Sie hatten ferner geglaubt, daß die deutsche Verkehrsorganisation zusammenbrechen müsse, weil es ihr nicht gelingen würde, die riesigen Räume der besetzten Ostgebiete zu bewältigen. Es ist ihnen nie in den Sinn gekommen, ihre Rechnung auf den strategischen Fähigkeiten der Sowjetgeneräle aufzubauen. Für sie existierten nur die von den angelsächsischen Agitationschefs erfundenen „Generäle Frost, Schnee und Hunger". Es ist daher für unsere Feinde eine bittere Enttäuschung, daß nunmehr der Winter den Höhepunkt überschritten hat, ohne daß sich auf der Seite der Achsenmächte das einstellte, was sie prophezeiten. Mit jeder neuen Woche hat die deutsche Verteidigungsfront vom Eismeer bis zur Krim an Festigkeit gewonnen. Mit jedem Tag ist es deutlicher geworden, daß die für den deutschen Soldaten so schwierige Umstellung vom Angriff auf die Defensive geglückt ist. Und selbst die Feinde müssen zugestehen, daß „es den Deutschen gelang, neue, in jeder Beziehung gut ausgerüstete Divisionen nach vorne zu schaffen". Aus ihren Fehlschlägen aber muß sich notwendigerweise eine tiefe Entmutigung beim Gegner ergeben.

In England und Amerika wird diese Entmutigung um so stärker sein, weil seit Beginn des Jahres 1942 die eigenen Truppen von einer Katastrophe in die andere

getaumelt sind. Japan — bei den Engländern noch mehr verachtet als gehaßt — hat es verstanden, in zwei Monaten des Kampfes den gesamten Raum um das Südchinesische Meer zu bewältigen. Waren Französisch-Indochina und Thailand auf Grund freundschaftlicher Abmachungen besetzt worden, so ist nunmehr fast die Gesamtheit der Philippinen, dazu Britisch- und Holländisch-Borneo und die Malaien-Halbinsel — um die Festung Singapur an ihrer äußersten Spitze wird im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, noch gekämpft — bezwungen worden. Das ist für das rohstoffarme japanische Inselreich von allergrößter Bedeutung, denn die gewaltigen Reichtümer an Öl, Kautschuk und Zinn, die unseren Verbündeten dort in die Hände fielen, können nun ungefährdet verschifft werden. Schon aber hat die Wehrmacht des Tenno über diesen Raum des Südchinesischen Meeres hinausgegriffen: die Besetzung von Celebes, die Kämpfe am Bismarck-Archipel zielen direkt auf Australien, während durch die Aktionen in Burma nicht nur die einzige Verbindungslinie Tschungking-Chinas mit der Welt, sondern auch Indien bedroht wird. Die Erfolge, die Japan in acht kurzen Wochen errungen hat, sind staunenerregend. So hatte sich Herr Roosevelt die Entwicklung nicht gedacht, als er durch immer neue demütigende Forderungen Japan zum Kriege trieb! Es ist auch nicht anzunehmen, daß er mit den deutschen U-Booten vor der amerikanischen Küste und mit der Versenkung von 420 000 Tonnen kostbaren Schiffsraums unmittelbar vor seinen eigenen Häfen gerechnet hatte! Sehr verständlich, daß der britische Admiral Sir Reginald Tyrwhitt klagend meint, er könne das Lied, daß „Britannien die Meere beherrscht", nicht mehr mit derselben Lust singen wie vor 25 Jahren. Der Führer aber hat darauf hingewiesen, daß diese Versenkungen erst ein Anfang sind und daß unsere nun wesentlich verstärkte U-Boot-Flotte jetzt, nach Wegfall der Rücksichtnahme auf die amerikanischen Sperrzonen, erst recht zum vollen Einsatz kommen könne.

Sind der Atlantik wie der Pazifik für die Engländer mit Wolken verhangen, so ist das in noch stärkerem Maße beim Mittelmeer der Fall. Von der Hoffnung auf den Sieg in Nordafrika lebte Churchill, als er von den Besprechungen mit Roosevelt aus Amerika zurückkam. In Erwartung einer Siegesnachricht von Tripolis verschob er seinen Rechenschaftsbericht vor dem Parlament von Tag zu Tag, bis er erfahren mußte, daß auch vom Rande der Syrte keine Freudenbotschaft mehr kommen konnte: mit dem Sieg der deutschen Afrikaarmee am Westrand der Cyrenaika unter der genialen Führung des Generalobersten Rommel, den selbst die Engländer als „Meister des Wüstenkrieges" bezeichnen mußten, ging die Hoffnung auf das weitgesteckte Offensivziel auch hier verloren. Im November verkündete Englands Ministerpräsident, großsprecherisch wie immer, daß der Angriff auf Libyen mit der Verdrängung der Achsenmächte aus Afrika enden würde. Tatsächlich aber mußten seine Heere, ein halbes Jahr lang aufgerüstet mit allen technischen Mitteln beider angelsächsischen Staaten, geschlagen von der tripolitanischen Grenze zurückfluten. Die deutsche Führung hat ihnen vorgemacht, was ein „siegreicher Rückzug" ist: nämlich die Räumung von Stellungen, um im rückwärtigen Gelände um so sicherer den Feind vernichten zu können. Rommels strategische Leistung zwischen Sollum und El Agheila hat diesen durch Dünkirchen, Andalsnes und Korinth von den Engländern lächerlich gemachten Begriff wieder zu Ehren gebracht. Nach seinen Siegen gehört nun die klimatisch günstige Hochfläche des Dschebel el Achdar bis über Derna hinaus wieder den deutschen und italienischen Soldaten. Die Australier und Neuseeländer aber werden bei ihrem Rückzug durch die Wüste der Marmarika von dem furchtbaren Gefühl bedrückt, daß, während sie fern der Heimat eingesetzt sind, Tausende von Kilometern entfernt der japanische Gegner sich ihrem eigenen Kontinent Schritt für Schritt nähert.

So hat der sich dem Ende zuneigende Winter unseren Feinden bisher nur Kummer und Sorgen gebracht. Die Illusionen, die man in London wie in Moskau vor einem Vierteljahr gehegt hatte, sind zerronnen, noch bevor die Märzsonne den Schnee zum Tauen gebracht hat, der angeblich der beste Verbündete unserer Gegner ist. Weder der Feldzug in Afrika noch der Kriegseintritt Amerikas hat sich auf der anderen Seite positiv ausgewirkt; im Gegenteil, die japanischen Siege und der Triumph Rommels haben die Lage von Grund auf gewandelt. Im Osten aber steht unser tapferes Heer, Schulter an Schulter mit den kampferprobten Soldaten der antibolschewistischen Einheitsfront fast aller europäischen Mächte, entschlossen, auch noch die letzten Wochen der schlechten Jahreszeit in der Verteidigung auszuhalten, um dann, im Frühjahr, erneut die Sowjets zu schlagen. (Abgeschlossen 10. 2. 1942.)



Im Norden
Mit Renntierschlitten wird schnell Munition und Proviant nach vorn gebracht. Die flinken Tiere sind unseren Soldaten treue Helfer geworden

Im Westen
Im tosenden Sturm, im donnernden Wogenprall, der die Brandung bis hoch über die Kaimauern treibt, hält der deutsche Soldat am Kanal die Küstenwach

Im Osten
Eisiger Wind, der russische Purga, rast über die weite Ebene. Aber dennoch müssen Meldereiter und Panzer nach vorn, die Pflicht kennt kein „Unmöglich"

Im Süden
Irgendwo unterwegs auf der Küstenstraße, Generaloberst Rommel, der Meisterstratege der Wüste, ist überall, wo die Situation es erfordert

Aufnahmen: Kriegsberichter Borchert

Geburt und Idee des GROSSEN GENERALSTABES

Auf der Straße Unter den Linden in Berlin steht ein kleines, graues, viereckiges Gebäude, mit sechs dorischen Säulen verziert, ein antiker Tempel, ein Symbol für den unvergänglichen deutschen Soldatenruhm. Die offiziellen Vertreter fremder Nationen vollziehen in diesem kleinen Haus einen ernsten Akt der Heldenehrung. Hier werden die Kränze für die gefallenen deutschen Soldaten niedergelegt. Das feierliche kleine Gebäude ist das Ehrenmal. Der Bau wurde vor mehr als hundert Jahren nach der Niederwerfung Napoleons errichtet. Er war die Berliner Hauptwache, vor der sich die Repräsentationen der deutschen Armee, die großen Paraden, abspielten.

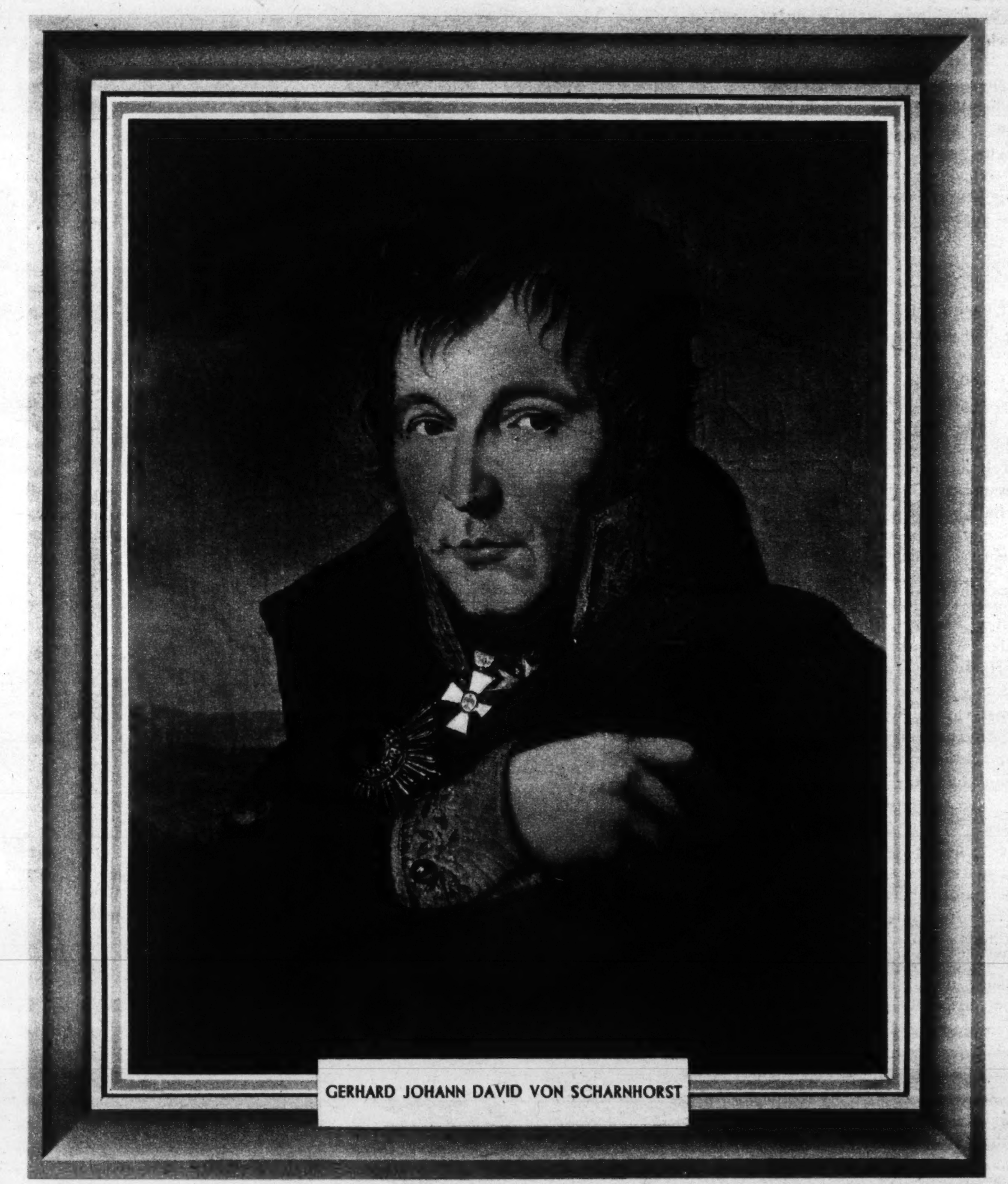
Einen kleinen griechisch-römischen Tempel als Ausdruck des preußisch-deutschen Militärgeistes zu finden, erstaunt den fremden Besucher sehr. Er erwartete hier mehr rauhe Großartigkeit. Eine der weißen Marmorfiguren, die den Tempel umgeben, trägt eine Rolle in der linken Hand, die rechte ist belehrend erhoben, als spräche der Mann, den die Figur darstellt, von seinem Sockel herunter zu den Menschen. Das Gesicht ist von der Anstrengung des Denkens gezeichnet. Dies Standbild verherrlicht den preußischen General von Scharnhorst, Krieger und Philosoph in einer Person, den eigentlichen Schöpfer des Großen Generalstabes.

Die Sehnsucht nach der klassischen Harmonie, die sich in der alten Wache und in den Denkmälern der preußischen Generäle äußert, wird man verstehen, wenn man die deutsche Schule des Krieges versteht, den Großen Generalstab.

Ein Bauernsohn gegen Napoleon

Seit den Napoleonischen Kriegen gibt es im preußischen und — nach der Reichsgründung von 1871 — im deutschen Heer diese Einrichtung: den Großen Generalstab. Sein Gründer ist Gerhard Johann David von Scharnhorst, ein westfälischer Bauernsohn. Er starb, 57jährig, als preußischer General, an einer Wunde, die er 1813 im Befreiungskrieg der europäischen Völker gegen Napoleon empfangen hatte. Dieser Krieg war sein Werk gewesen. Noch im Tode blieb er Sieger über Napoleon. Gneisenau und Blücher vollendeten zwei Jahre nachher bei Belle-Alliance den Sieg, dessen geistige und sittliche Voraussetzungen von Scharnhorst geschaffen worden waren. General von Gneisenau war der Freund und Schüler Scharnhorsts gewesen, und den preußischen Reitergeneral von Blücher hatte Scharnhorst selbst zum Generalfeldmarschall vorgeschlagen.

Verstand und Wille sind die Grundlagen des Sieges. Blücher war der Wille, Gneisenau war der Verstand und der Wille zugleich. Scharnhorst, der scharfe Denker, wußte sehr wohl, was er tat, als er Blücher, den rauhen Reiterführer, zum Generalfeldmarschall machte und Gneisenau gleichzeitig zum Gehirn des Krieges bestimmte. Beide zusammen waren die Idee der Vernichtung, der Napoleon nicht standhalten konnte.



GERHARD JOHANN DAVID VON SCHARNHORST

Der Träumer aus dem Steinhuder Meer

So hieß er bei seinen Zeitgenossen, der Graf Wilhelm, Fürst zu Schaumburg-Lippe. Er war ein Zeitgenosse und Waffengefährte Friedrichs des Großen und regierte über ein kleines Land in Westfalen, das zu einem beträchtlichen Teil aus Wasser bestand, dem sogenannten Steinhuder Meer. Weil er von leidenschaftlicher Liebe zum Soldatentum erfüllt war, ging er in den Kriegsdienst an der Seite Friedrichs des Großen. Er schlug sich wacker herum und nahm schließlich seinen Abschied.

Die Insel der zwölf Begabten

Der nachdenkliche Mann erstaunte dann seine Landeskinder durch ein phantastisches Unternehmen. Er ließ eine künstliche Insel im Steinhuder Meer errichten und baute eine Festung darauf, den „Wilhelmstein". In dieser Wasserburg exerzierte er seine Untertanen, hing so seinen Gedanken über die Kriegskunst nach und gründete hier auch eine kleine Schule der Kriegskunst. Diese erste Kriegsakademie der Neuzeit nahm immer nur zwölf Schüler auf, diese aber ohne Ansehen von Geburt und Vermögen. Der Fürst persönlich prüfte jeden Bewerber auf seine Eignung. Anders als auf anderen Kriegsschulen wurden die Knaben hier nicht in die Geheimnisse einer einzelnen Waffengattung, sondern in das Wesen des Krieges überhaupt und in seine Systematik eingeführt. Im Jahre 1773 wurde in die Schule auf dem „Wilhelmstein" der Sohn des westfälischen Bauern Scharnhorst aufgenommen. Die Angespanntheit, mit der dieser schüchterne Bauernjunge dem Unterricht folgte, gefiel dem Fürsten. Er machte den Siebzehnjährigen zu seinem Lieblingsschüler. Der Schüler entwickelte sich ebenso sonderlich wie der Meister. Nach dem Tode seines Fürsten trat Scharnhorst als Fähnrich in hannöversche Dienste.

Napoleon verflucht die Kriegskunst

Wer Napoleon entthronen wollte, mußte die Dinge lieben, die der Kaiser verachtete. Scharnhorst war der fanatische Systematiker, der Liebhaber des Gedankens, der stille Organisator, kurz der Meister aller Dinge, die Napoleon um so mehr verachtete, je größer seine Erfolge wurden. Bei Regensburg, wo er (1809) die Österreicher schlug, hatte sich der große Korse zu dem Ausspruch verstiegen: „Man muß niemals erraten wollen, was der Feind tun kann. Meine Absicht ist immer dieselbe." Seine Absicht aber war, dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen.

Je siegreicher der Kaiser war, desto starrer wurde seine Schlachtmethode. Er trachtete vor allem danach, durch einen grandiosen Aufmarsch in den Rücken des Feindes zu kommen. War das getan, dann brauchte er keinen Vernichtungssieg mehr. Es genügte, wenn er mit einem „ordinären" Siege das Schlachtfeld behauptete und dem Gegner die Verbindung zur Heimat abgeschnitten hatte. Was blieb dem Gegner übrig, als um Frieden zu bitten? Je älter Napoleon wurde, desto gröber wurde seine Kriegskunst, und als er endlich leberkrank und gelbsüchtig vor Moskau lag, verfluchte er sogar das Beste, was er gelernt hatte, das oberste Gesetz der Kriegskunst: „Diese elende Kunst, an der entscheidenden Stelle stärker zu sein als der Gegner." Der triumphierende Geist seiner Jugend aber, sein Wille zur absoluten Vernichtung, war gebrochen, und dieser Wille lebte dann nur noch in Scharnhorst, den der König von Preußen inzwischen zum Reformator des preußischen Heeres berufen hatte.

Der preußische König Friedrich Wilhelm III. hatte dem hannöverschen Oberstleutnant nicht nur den Adel, sondern auch die größten Vollmachten gegeben, die ein preußischer Offizier jemals besessen hatte, und Scharnhorst wendete seine Vollmachten rücksichtslos an. Alle preußischen Regimenter, die sich während des französisch-preußischen Krieges von 1806 ergeben hatten,

wurden aufgelöst. Eine Untersuchungskommission verhörte jeden Offizier über sein Verhalten, von 143 Generälen blieben nur noch 8 im Dienst.

Dies aber waren die Vorbedingungen des Sieges

Damals hatte Napoleon durch seine Spione erfahren, was sich in Preußen tat. Er ahnte es bereits: die Idee der Vernichtung erhob ihr Haupt. Er verlangte, Scharnhorst müsse zurücktreten. Der König fügte sich, weil er mußte. Scharnhorst ging offiziell, aber Napoleon erfuhr nicht, was der Theoretiker der Schlacht, der wie ein Dichter aussah, sonst noch angerichtet hatte. Hinter dem Rücken Napoleons hatte er eine neue, heimliche Armee aufgebaut, und dazu hatte er eine Einrichtung geschaffen, die, ins Gewaltige vergrößert, die Übertragung der Kriegsschule auf dem Steinhuder Meer auf das preußische Heer war. Die neue Sache hieß: „Der Große Generalstab!" Den Namen gab es auch anderswo, die Sache nicht. In den anderen Ländern nannte man die Vereinigung der einzelnen Armeeführer den „Großen Generalstab". Zum Unterschied dazu war die preußische Schöpfung eine selbständige Organisation mit zwei großen Aufgaben. Dies waren die Vorbereitungen des Krieges und die Ausbildung des geeigneten Offiziernachwuchses für den Großen Generalstab. Daneben gab es noch das Bildungsinstrument, die preußische Kriegsakademie.

Die Geburt der größten Militärmacht

Scharnhorst schuf einen neuen Soldatentyp und mit diesem Soldatentyp die größte Militärmacht des Kontinents. Das preußische Heer war bis dahin ein Söldnerheer gewesen. Einzig das revolutionäre Frankreich hatte die Wehrpflicht in Europa eingeführt. Das französische Volksheer verteidigte die Freiheit Frankreichs und seine revolutionären Ziele, und es glaubte, dies auch damals zu tun, als Napoleon schon Kaiser war. Die Begeisterung und der Schwung des französischen Soldaten warf die Taktik aller Söldnerheere über den Haufen. Die Söldner kämpften in langen, dünnen Linien und feuerten nur auf Befehl. Diese schlanken Phalanxen wurden in den Revolutionskriegen plötzlich von den französischen tiefgestaffelten Kolonnen durchbrochen, und dazu waren die Kolonnen noch von Schützenschwärmen umgeben, die den Krieg völlig auf eigene Faust führten, die sich dann niederwarfen und feuerten, wenn sie es für richtig hielten. Diesem neuen Geist des Krieges war kein Söldnerheer gewachsen. Scharnhorst schaffte darum das Söldnerheer ab und führte die allgemeine Wehrpflicht ein. Nur ein freier Mann ist gesonnen, mit Begeisterung gegen die Unterdrücker zu kämpfen. Scharnhorst setzte darum mit gleichgesinnten Männern beim König von Preußen eine soziale und politische Reform durch: die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden und der freie Grundbesitz der Bauern wurden eingeführt.

Krieg dem Analphabetentum

Zu den neuen Rechten trat eine neue Pflicht: jeder Preuße mußte die Volksschule besuchen. In kurzer Zeit war das Analphabetentum ausgerottet, und Scharnhorst konnte endlich an die Schaffung des neuen Soldaten gehen, der ein freier, intelligenter Bürger war, für den es keine Prügelstrafe mehr gab und der keinen Unterschied der Klassen in seinem Dienst und in seiner Ehre kannte. Mit dieser in aller Heimlichkeit geschulten Armee erhebt sich Scharnhorst gegen Napoleon, er sieht die ersten Streiche fallen, empfängt die tödliche Wunde und geht im Morgenrot des Sieges dahin, getreu der Devise des Griechen Epaminondas, der Platz des Schlachtenlenkers sei in der ersten Reihe.

Der Schöpfer des Großen Generalstabes hatte seinen Schülern eingeprägt: „Die Theorie des Krieges ist die Kenntnis aller Gegebenheiten, vor allem der Waffen, des Geländes und der Transportmittel." Scharnhorst hatte die Verbesserung der Artillerie und die Auflockerung der Infanterie durchgesetzt. Clausewitz warb für denselben Gedanken bei dem Kronprinzen und machte einen der besten Schüler der Kriegsakademie, den Hauptmann von Moltke, zu einem der größten Geländespezialisten. Als Moltke endlich Chef des Generalstabes wurde, verbesserte er das Eisenbahnwesen und den Telegraphen, die Artillerie- und die Infanteriebewaffnung.

So war Moltke

Durch die philosophischen Schriften des Generals von Clausewitz über den Krieg wurde das Vorurteil des geistigen Menschen in Deutschland besiegt, der Krieg sei eine Sache der rohen Menschen. Zwei Generationen von Geschichtsforschern beschäftigten sich mit den Kriegen der Antike.

Auf Grund dieser Forschungen schrieb dann der Kavallerieoffizier Schlieffen, den wieder der Generalstabschef Moltke in den Generalstab geholt hatte, seine Studie über „Cannae". Schlieffens Vorbilder waren Moltke, Gneisenau und Friedrich der Große. Sie waren die Männer der Vernichtung gewesen, der Vernichtung der feindlichen Armeen.

Nicht der Schöpfer des Großen Generalstabes, David von Scharnhorst, nicht General von Clausewitz, der Philosoph, sondern erst Hellmuth von Moltke wurde der größte Repräsentant der Deutschen Schule. Er vereinte in sich den Willen Napoleons mit dem Geist der Philosophen Scharnhorst und Clausewitz. Zu seinem Andenken sagte sein Schüler, Graf von Schlieffen: „Dieser Mann der Tat war, als er berufen wurde, etwas für die Unsterblichkeit zu tun, bereits 65 Jahre alt. Er kam vom Schreibtisch, aus der Einsamkeit des Arbeitszimmers... Er war ein Mann der Karte und des Zirkels, der Feder... Er kann sich nicht rühmen (wie Napoleon), 19 Jahre lang eine militärische Promenade durch Europa gemacht zu haben, aber er hat es zustande gebracht, innerhalb sechs Wochen drei stolze Armeen einzuschließen. Er siegte nicht, er vernichtete!" Zwei Schlachten waren es vor allem, die

(Fortsetzung auf Seite 13)

Spurläufer voraus!

Spurleger mit Drahtschere

Spurausrichter mit Beil

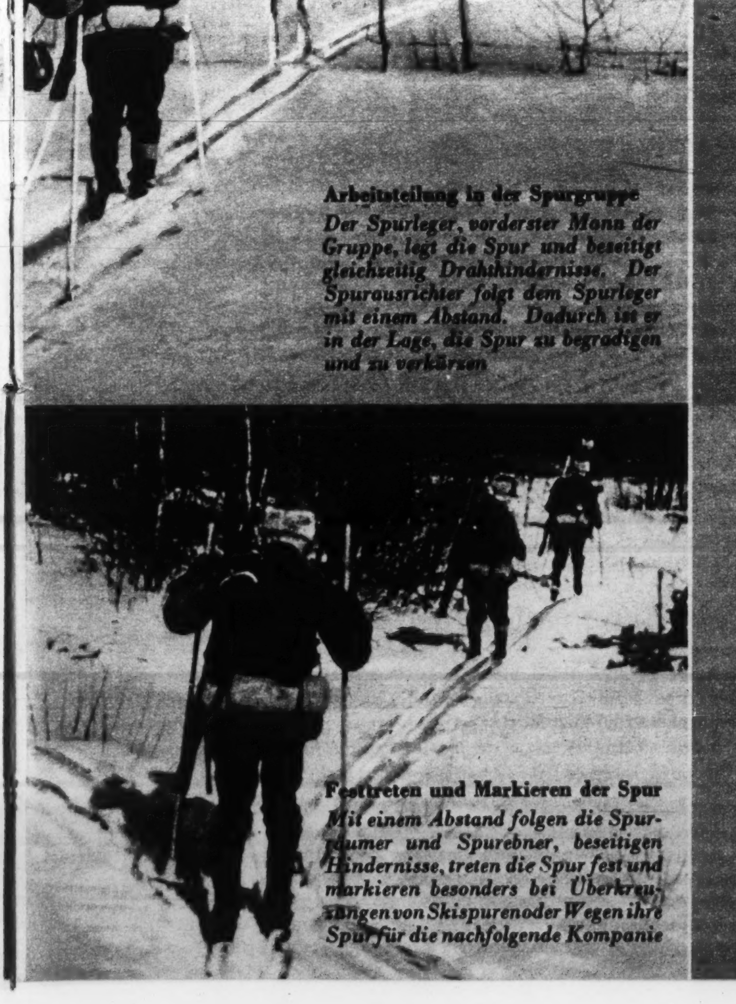
Spurräumer mit Haumesser

Spurebner mit Beil

Spurebner mit Spaten

Vorbereitung des Marschweges bei finnischen Skitruppen

Die Bilder stammen aus dem Lehrfilm: „Die Spurabteilung finnischer Skitruppen und ihre Tätigkeit"



Arbeitsteilung in der Spurgruppe
Der Spurleger, vorderster Mann der Gruppe, legt die Spur und beseitigt gleichzeitig Drahthindernisse. Der Spurausrichter folgt dem Spurleger mit einem Abstand. Dadurch ist er in der Lage, die Spur zu begradigen und zu verkürzen

Festtreten und Markieren der Spur
Mit einem Abstand folgen die Spurräumer und Spurebner, beseitigen Hindernisse, treten die Spur fest und markieren besonders bei Überkreuzungen von Skispuren oder Wegen ihre Spur für die nachfolgende Kompanie

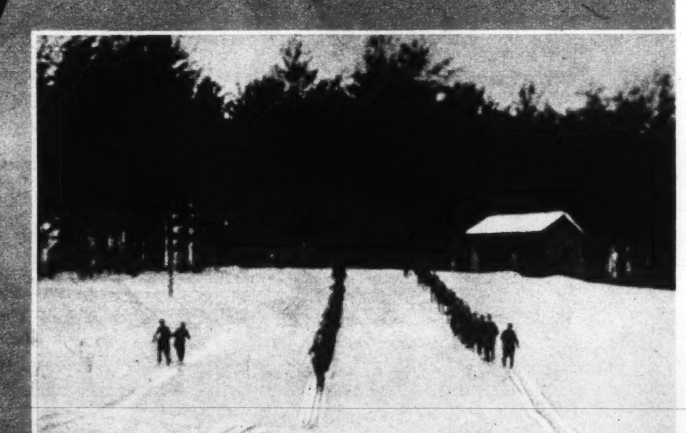
Zusammensetzung und Ausrüstung einer Spurgruppe

Skitruppen scheiden im weiten flachen Gelände besondere Spurabteilungen aus, deren Aufgabe es ist, den Weg festzulegen und für die nachfolgende Truppe die Spur vorzubereiten. Durch diesen planmäßigen Einsatz von Spurabteilungen wird die Marschstetigkeit gewährleistet, die Marschanstrengung vermindert und somit die Marschleistung erhöht. Notwendig ist, daß dem Führer einer Spurabteilung das Marschziel, die Marschstrecke, die Anzahl der Spuren, der Vorsprung, evtl. auch der Rastplatz und die Rastdauer befohlen werden.

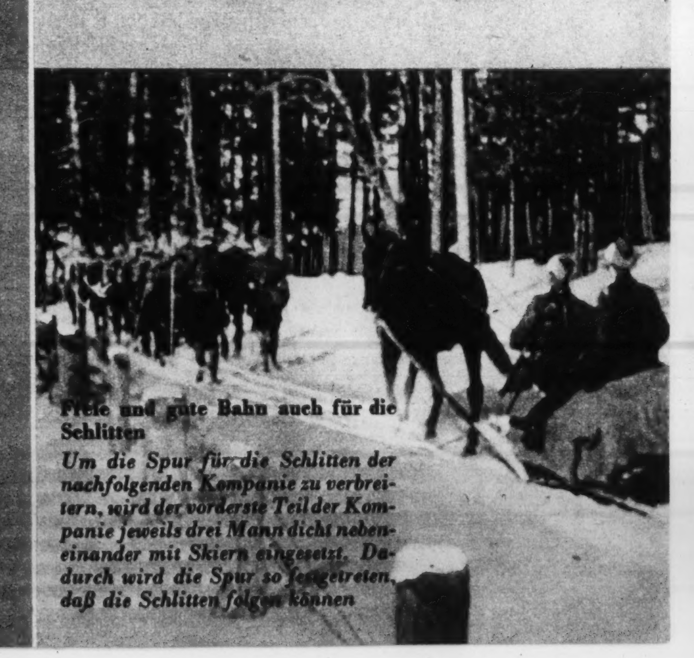
Die Stärke einer Spurabteilung hängt vom Gelände sowie von den Schneeverhältnissen ab. Die finnischen Erfahrungen über die günstigste Zusammensetzung einer Spurabteilung sprechen von einem Führer, einem Richtungsmann und zwei sich ablösenden Abteilungen zu je drei Gruppen. In dieser Zusammensetzung kann die Spurabteilung drei Spuren nebeneinander legen, wobei die mittlere Gruppe etwas vorgestaffelt ist und der Führer und der Richtungsmann hinter dieser mittleren Gruppe folgen.

Das Spuren ist besonders im tiefen Schnee anstrengend, so daß der Führer nach bestimmten Zeitabschnitten das Ablösen bestimmen muß. Die Spurleger, Spurausrichter, Spurräumer und Spurebner treten aus der Spur, übergeben ihrer Ablösung die Sonderausrüstung (Drahtscheren, Beile, Haumesser) und folgen dann in der Spur nach. Der Richtungsmann ist dem Führer der Abteilung für das Einhalten der Marschrichtung und Erreichen des Zieles verantwortlich.

Außer diesen Aufgaben ist die Spurabteilung noch verantwortlich für die Sicherung der nachfolgenden Truppe. Der Führer der Spurabteilung gibt jeweils die Anordnungen über die zu tragende Tarnbekleidung. In lichten Wäldern mit dürrem Gebüsch ist es aus Tarngründen besser, nur die Schneehose zu tragen. Stößt die Spurabteilung auf Feind, so bricht sie schwachen feindlichen Widerstand. Im Angriff läßt sie sich von der nachfolgenden Kompanie aufnehmen.



Von drei Spuren eine für den Melder!
Drei Spuren haben den Vorteil, daß bei starkem Meldeverkehr die Kompanie zwei Spuren benutzen und die dritte für den Melder freigehalten werden kann



Freie und gute Bahn auch für die Schlitten
Um die Spur für die Schlitten der nachfolgenden Kompanie zu verbreitern, wird der vorderste Teil der Kompanie jeweils drei Mann dicht nebeneinander mit Skiern eingesetzt. Dadurch wird die Spur so festgetreten, daß die Schlitten folgen können

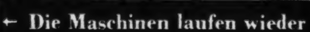


Auf den Trümmern von gestern ↑
Nach dem Einrücken der deutschen Soldaten in Minsk begannen sofort die Wirtschaftskommandos mit ihrer Arbeit. Aus den Trümmerhaufen der zerstörten Stadt wuchsen nach kurzer Zeit neue Fabriken

Aufbauarbeit statt Zerstörung →
Gefangene Sowjets müssen beim Aufbau der von ihren Genossen zerstörten Zechen mithelfen. Schon fördern die „Hunde" wieder wertvolle Rohstoffe, damit die Schornsteine rauchen können



. . . und abends „Kabale und Liebe"
Das Minsker weißruthenische Theater hat bereits seine Spielzeit begonnen. Über sowjetische Haßplakate von ehedem künden die neuen Anschlagzettel vom langsam erwachenden Kulturleben der Stadt ↓



← Die Maschinen laufen wieder
Deutsche Ingenieure und Techniker haben die Maschinen wieder in Gang gebracht. Hier werden neue Waffen für die Front hergestellt

Aufnahmen: Uffz. Groß-Talmon

Wiedersehen mit MINSK

Es war ein glühend heißer Sommertag, als wir schon bald nach dem Beginn des Feldzuges gegen den Bolschewismus, in Minsk einzogen. In dem harten Ringen um den Weg nach Osten waren wir Sieger geblieben. Minsk war ein Brennpunkt dieser Kämpfe im wahrsten Sinne des Wortes gewesen: Was die Brandfackel des Krieges in der Stadt noch verschont hatte, das fiel der Brandstiftung der in der Moskauer Schule der Weltrevolution mit allen Raffinessen der Zerstörung vertraut gemachten bolschewistischen Kommissare zum Opfer, die in dem Augenblick ihr düsteres Vernichtungswerk begannen, als die ersten Truppen der geschlagenen Sowjetarmee flüchtend durch die Stadt hasteten. Ganze Stadtteile wurden in Ruinenfelder verwandelt. Hunderte von Straßenzügen lagen in Schutt und Asche, Tausende von zerbröckelnden Schornsteinen blieben wie verwitterte Grabmale über dem verkohlten Gebälk der armseligen Holzbaracken der Minsker Proletarierwohnviertel stehen.

Tagelang noch schwelte ein ungeheurer Brand durch die Stadt, über der sich — schon von weither sichtbar — schwarze Rauchwolken in den flimmernden Himmel türmten. In einer haßwütigen Orgie hatte sich das Moskauer Untermenschentum ausgetobt. Was kümmerten die Machthaber des Kremls die Elendsströme der obdachlosen, hungernden und verzweifelten Menschen, die über das Trümmerfeld ihrer Arbeits- und Wohnstätten irrten?

Wir hatten damals keine Zeit, uns um das weitere Geschick der so grauenvoll gerichteten Stadt zu kümmern. Wir, Infanteristen und Pioniere, Panzerschützen und -jäger, Artilleristen und Nachrichtenmänner, wir hatten den reinigenden Sturm weiterzutragen, der dieses Land für immer vom Bolschewismus befreien sollte. Am 11. Juli wurde die große Doppelschlacht von Bialystok-Minsk beendet, mit der für alle Zeiten zum Ruhm der deutschen Waffen auch der Name der weißruthenischen Hauptstadt verbunden bleiben wird.

Als wir damals Minsk verließen, da sprachen wir einmal ganz kurz und fast bedauernd von denen, die dereinst die Aufgabe haben würden, in dieses Chaos von Not und in dieses Inferno von Vernichtung wieder Ordnung und Ruhe zu bringen.

Inzwischen haben wir auch an anderen Orten noch oftmals in die Hölle der bolschewistischen Teufel geblickt und Minsk dabei fast vergessen; bis das Schicksal des Krieges uns — ein paar Kameraden, die wir als Verwundete zurücktransportiert wurden — jetzt wieder durch Minsk führte. Wir hatten Muße, uns ein wenig in der Stadt umzuschauen. Zwar hat ein dickes weißes Schneetuch sich barmherzig über das von der durchstandenen Marter tiefgezeichnete Antlitz von Minsk gebreitet, aber die Spuren der bolschewistischen Heimsuchung wird es noch nach Generationen nicht ganz verwischt haben. Wenn auch die Trümmer und Ruinen noch nicht beseitigt werden konnten, was hat dennoch die deutsche Ordnungsmacht in diesen weni-



Sowjetrussische „Präzisionsarbeit"
Auf den ausgedehnten Schrotthalden vor den Fabriken liegen Tausende von mißlungenen Maschinenteilen. Beweise für die Mißwirtschaft der ehemaligen Machthaber

gen Monaten alles an Hilfe und Hoffnung in die Stadt getragen!

Die rasche Wendung zu einer glückhafteren Zukunft zeigt sich an den Menschen selbst; sie haben das Lachen wieder gelernt. Die Menschen — das ist jene arbeitsame und arbeitswillige weißruthenische Bevölkerung, die sich nun auch von ihren Schmarotzern, den Juden, befreit weiß; denn die Hebräer von Minsk sitzen heute abgesondert hinter der dringend notwendigen Scheidewand, die sie von der Bevölkerung trennt. Mit dieser Maßnahme ist eine Hauptvoraussetzung für einen Wiederaufbau des Landes und seiner Hauptstadt erfüllt worden. Wer dieses jüdische Element Weißrutheniens nur ein einziges Mal gesehen und erlebt hat, ist sich im klaren darüber, daß eine Gesundung von Volk, Kultur und Wirtschaft niemals erreicht werden kann, wenn dem sozialen Leben die Giftstoffe nicht ein für allemal entzogen werden. Dank dieser Erkenntnis war es der deutschen Zivilverwaltung, vertreten durch den Generalkommissar für Weißruthenien, der am 1. September 1941 sein Amt in Minsk antrat, möglich, in kurzer Zeit schon die schmerzlichsten Schäden zu beseitigen und das Fundament für die Zukunft zu legen.

Auf Schritt und Tritt spürt man bereits die Wirksamkeit des nationalsozialistischen Ordnungsprinzips, das mit Fleiß und Ausdauer und mit offenkundigem Erfolg an die schwierigsten Aufgaben herangeht. Wie schon durch die Absonderung der Juden eine biologische Säuberung der Bevölkerung vollzogen ist, deren sanitärer Notstand durch die Bereitstellung von Medikamenten und Krankenhäusern ebenfalls soweit wie irgend möglich behoben wird, so zeigen sich heute sogar schon merkliche Linien einer kulturellen Eigenentwicklung. Am 1. Oktober wurde die Schulpflicht durch Erlaß einer vorläufigen Schulordnung eingeführt, und während unseres kurzen Aufenthalts in Minsk tagten dort gerade mehrere hundert Lehrer und Lehrerinnen aus dem ganzen Generalbezirk. Und wären wir selbst nicht Gäste des Minsker Theaters gewesen, das über ein gutes Schauspielensemble und ein ausgezeichnetes Ballett verfügt, so wäre es wohl schwer, jemandem glaubhaft zu machen, daß bereits vier oder fünf Monate nach den schweren Zerstörungen in Minsk dort wieder ein Konzert und gar ein Schauspiel wie „Kabale und Liebe" gegeben werden. Sichtbaren Ausdruck findet das kulturelle Leben der Stadt nicht zuletzt auch in dem Programm des schon wieder in Betrieb genommenen Minsker Rundfunksenders sowie in der Ausgabe einer von der Bevölkerung heiß begehrten Zeitung.

Ein nach den Richtlinien des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete vom Reichskommissar des Ostlandes, zu dessen Verwaltungsbereich der Generalbezirk Weißruthenien gehört, gesetztes Recht hat der früher brutaler Willkür ausgelieferten Bevölkerung wieder die Sicherheit ihres Daseins gegeben, während für ihre materiellen Lebensbedürfnisse eine in ständigem Aufbau befindliche Wirtschaft sorgt. Gerade die Ingangsetzung der im Juli kaltblütig zerstörten Betriebe ist ein Meisterwerk deutscher Führungsordnung. Sahen wir im Sommer noch die Brandwolken der Vernichtung aus den Straßen quellen, so überraschen uns heute bereits wieder friedlich rauchende Kamine, und hörten wir damals das Krachen zusammenstürzender Gebäude, so klingt heute das ruhig-rhythmische Surren der Maschinen und das arbeitsame Hämmern und Klopfen aus zahlreichen wiedererrichteten Betriebsstätten. Unter schwierigsten Bedingungen und Umständen, mit einer nie rastenden Energie bemüht sich die Zivilverwaltung um die Wiederbelebung der Wirtschaft, des Handwerks, der Bekleidungs-, Lebensmittel- und chemischen Industrie, und findet in fürsorglicher Planung auch heute schon Zeit und Mittel, sogar an eine Ausbildung des Nachwuchses von Arbeitskräften auf Fachschulen verschiedener Art zu denken. Alles das, was die Bolschewisten dereinst an Wohlstand und natürlichem Reichtum des Landes ihrem wahnwitzigen Rüstungsfieber geopfert haben, seine bedeutende Viehwirtschaft und agrarischen Rohstoffschätze, auf denen beispielsweise eine blühende Leder-, Holz- und Nahrungsmittelindustrie aufgebaut werden kann, befindet sich jetzt schon in einem notwendig bescheidenen, doch verheißungsvollen Stadium der Wiedergeburt.

170 000 Menschen leben heute wieder in Minsk, nach banger Flucht zurückgekehrt, obgleich ihre Wohnstätten nur noch Trümmer waren. Daß sie geblieben sind, ist bester Beweis für ihre eigene Bereitschaft, am Wiederaufbau mitzuarbeiten, und für das Vertrauen, das sie der deutschen Führung entgegenbringen, ein gleiches Vertrauen, wie es uns Soldaten beseelte, als wir Minsk nach diesem kurzen Wiedersehen wieder verließen. *—dt.*

WOFÜR KÄMPFEN WIR?

Der deutsche Soldat im Kampf für Reich und Heimat

Von Hauptmann Dr. WILHELM RITTER VON SCHRAMM

Nicht immer wußte der deutsche Soldat, wofür er kämpfte. Er hat jahrhundertelang für fremde Herren gekämpft: er ist über das Weltmeer verkauft worden, um Englands Krieg gegen die erwachende Freiheit in Nordamerika zu führen; er hat für die gleichen Engländer Gibraltar erobert und ist im Dienste Napoleons zu vielen Tausenden auf den russischen Schlachtfeldern zugrunde gegangen; er kämpfte für Dynastien und Erbfolgerechte, und ein gut Teil des edelsten deutschen Blutes ist jahrhundertelang in den unseligen Bruderkriegen vergossen worden, die Deutschland zerfleischten.

Auch noch im ersten Weltkriege wußte der deutsche Soldat nicht klar, wofür er kämpfte. Für den Kaiser oder für seinen König und Fürsten? Für die Gewinne der Großaktionäre oder für die soziale Revolution? Für die Bewahrung des Alten oder für die Reform des damaligen Reiches an Haupt und Gliedern? Es war im ersten Weltkrieg nicht gelungen, eine einheitliche Parole auszugeben, die alle mitgerissen und zusammengehalten hätte. So war es den inneren Feinden des Reiches verhältnismäßig leicht, den Boden für den politischen Umsturz zu bereiten und die Massen vorübergehend dem volks- und landfremden Marxismus hörig zu machen.

Heute hat sich das alles von Grund auf geändert. Heute ist jeder deutsche Soldat zugleich politischer Soldat. Das heißt: Der Sinn für das große Ganze, für Volk und Reich, ist in ihm wachgerufen. Er weiß, daß er zu diesem Ganzen gehört und mit ihm auf Leben und Tod verbunden ist. Er hat erfahren, daß das Schicksal des Volkes und Staates auch sein persönliches Schicksal bedeutet. Es ist ihm klargeworden, daß man in diesem Jahrhundert, im Zeitalter des totalen Krieges, kein abseitiges Dasein mehr führen kann, ohne sich von der Gemeinschaft auszuschließen und dann von ihr ausgestoßen zu werden. Das sagt jedem heute die Vernunft, die erwachte Einsicht, der inzwischen geschulte politische Verstand. Das nationale und völkische Fühlen und Denken und das Wissen um die notwendige Einheit des ganzen Volkes ist seit dem ersten Weltkrieg in jedem gewaltig fortgeschritten.

So weiß auch jeder Soldat, wofür er kämpft: In jedem ist das Reich eine lebendige Vorstellung geworden. Gerade durch das bolschewistische Elend hat er dessen Größe und Schönheit erst recht erlebt und erkannt. Ohne sich zu überheben, ist er stolz auf dieses Reich und weiß, was es für ihn und seine Kameraden bedeutet. Er kann sich ein Leben ohne dieses Reich und seine Ordnung nicht vorstellen — das würde für ihn ein bloßes Dahinvegetieren bedeuten. Die Sowjets und die sowjetischen Zustände haben ihm die Augen dafür geöffnet. Besonders aber ist sein Kampfwille entflammt, seitdem ihm bekannt wurde, daß die Sowjets im Bunde mit den Engländern und Amerikanern das Reich, das wir endlich wieder erkämpften, zerstören und unser Volk vernichten wollen. So hat der englische Außenminister Eden dem einsichtigen deutschen Soldaten — allerdings unfreiwillig — einen unvergleichlichen Dienst erwiesen, als er für den Fall des Sieges der Alliierten Deutschland den Sowjets ausliefern wollte, denselben Sowjets, deren entmenschte Wildheit wir mit eigenen Augen erlebten, und die ihr eigenes Volk der Verelendung preisgaben, nur um dem Phantom der kommunistischen Weltherrschaft nachzujagen.

Der Wirklichkeitssinn des deutschen Soldaten weiß wohl, daß auf der Erde nichts ganz vollkommen ist. Aber auch das weiß er, daß unser Reich, um das Generationen gekämpft und für das schon unsere Väter und Großväter geblutet haben, an Sauberkeit, Ordnung und sozialer Gerechtigkeit die Länder und Völker, die er durchzogen hat, weit überragt — am meisten natürlich Sowjetrußland. Gerade in diesem Lande hat er das Reich aus tiefstem Herzen lieben gelernt. Es ist keine blasse abstrakte Idee mehr für ihn, die nur in den Köpfen von einigen Politikern lebt, sondern bedeutet die Freiheit, das schönere und bessere Leben von 90 Millionen Deutschen. Es lohnt wohl den Einsatz des einzelnen Lebens.

So kämpft der deutsche Soldat heute auf den eisigen Feldern des Ostens oder im Wüstensand für dieses Reich. Er kämpft für ein schönes, großes und starkes Gebilde, von dem vor 100 Jahren die deutschen Menschen nur träumen konnten. Er kämpft auch dafür, daß sich das Reich in Europa entfaltet und diesem alten Kontinent eine neue und bessere Ordnung bringen kann. Denn das Deutsche Reich ist immer das Herz dieses Erdteiles gewesen und hat sich in manchen Jahrhunderten des Leidens und der entsagenden Arbeit das innere und äußere Recht erworben, Vorbild und Beispiel zu sein und als Ordnungsmacht für den gesamten Kontinent zu wirken.

Das neue Großdeutsche Reich ist von Soldaten gegründet worden. Es ist und bleibt von soldatischen Grundsätzen belebt und wird von einem echten Soldaten geführt und geleitet. Es hat bisher alle Widerstände überwunden, die sich ihm in den Weg stellten und seine Größe verhindern wollten. Es hat sich auch dann behauptet und siegreich ausgebreitet, als die Feinde im Osten und Westen seinen weiteren Aufbau stören wollten, nachdem wir die Fesseln eines sinnlosen und widernatürlichen Vertrages beseitigt hatten. So ist es heute der gesicherte Lebensraum einer starken und großen Nation, die nicht allein für sich selber lebt, sondern auch von der Geschichte einen Auftrag erhalten hat. Ein Funken dieses Auftrages, der eine bessere europäische Zukunft bedeutet, lebt in uns allen, seitdem uns der Führer wieder erweckte. Es gibt kein Zurück mehr, sondern nur die Vollendung.

Das weiß der deutsche Soldat, und dafür kämpft er in diesem Kriege. Er kämpft dafür, daß die großen Friedenspläne zur Wirklichkeit werden, in denen auch ihm Platz, Arbeit und gemäße Aufgaben gesichert sind. Dieses Bestreben hilft ihm mit, oft Übermenschliches zu ertragen und immer wieder sich und sein Leben einzusetzen.

Mit dem Kampf für das Reich ist zugleich der Kampf für die Heimat untrennbar verbunden. Denn das wissen wir alle: Es gibt keine frohe Heimat ohne ein starkes Reich, das sie beschützt und sichert. Es gibt keine soziale Gerechtigkeit, wenn wir nicht Herren in eigenen Lande sind und unser Leben nach unserer eigenen Art und nach unseren eigenen Gesetzen führen können. Wir brauchen Raum, Brot für unsere Familie, Entwicklungsfreiheit für unsere Kinder. In diesem zweiten Weltkriege wird über die künftige Gestaltung der Erde und ihrer Teile entschieden werden. Dafür kämpfen wir, jeder einzelne dort, wo er eingesetzt ist, ein jeder nach seiner Kraft und seinem Vermögen. So kämpfen wir für den Frieden nach unserem Sinne.

Unser Kampf hat die Heimat, unsere Frauen und Kinder und Lebenskreise vor dem Bolschewismus bewahrt. Wir Soldaten wissen am besten, was es bedeutet hätte, wenn seine Horden und Kommissare über unser Land, unsere blühenden Dörfer und Städte gekommen wären. So hat es wohl einen Sinn gehabt, als wir die Bolschewisten weit in ihr eigenes Land zurückwarfen und die Masse ihrer Angriffswaffen zerschlugen. Zum Schutz der Heimat sind wir einst angetreten, und für den Schutz unserer Heimat haben die Kameraden im eisigen Osten den Wall gebildet, der immer und immer wieder die sowjetischen Massen aufgehalten hat. Sie wissen es am besten, wofür sie sich in der Eiseskälte und in den Schneestürmen schlugen und schlagen. Wenn diese Horden nach Deutschland gekommen wären!

Wir wissen genau, daß unser Kampf gewaltig ist und die höchste Anspannung verlangt. Er verlangt von uns viel und wird vielleicht noch mehr von uns fordern. Aber einmal mußte zu diesem Ringen angetreten werden — das wußte der Führer und hat darum den für uns günstigsten Zeitpunkt gewählt. Vor allem aber sicherte er sich auch die Verbündeten, die jungen und starken Nationen, die gleich uns nach dem Lichte der Zukunft drängen. Es ist kein Paradies auf Erden, aber es ist ein Reich der Ordnung und der sozialen Gerechtigkeit, der inneren und äußeren Größe, das wir verwirklichen können und einmal verwirklichen werden — wir sind ja schon auf dem Wege dazu, wenn wir ehrlich dafür kämpfen. Daß sich das Großdeutsche Reich als Hort unserer Heimat in Ehren behaupte und zur schönen und dauernden Wirklichkeit werde — dafür kämpfen wir deutschen Soldaten.

Tarnung und Kriegslist der Sowjets

Die B-Stelle unter dem GRABKREUZ

Von Oberleutnant GÜNTHER HEYSING

In der 3. Folge von „Unser Heer“ wurden zum ersten Male Bilder und Zeichnungen aus sowjetrussischen Beutefilmen und Instruktionsbüchern, die die Nahkampftaktik unserer Gegner zeigten, veröffentlicht. Wir sind in der Lage, die Veröffentlichung von Feinddokumenten in dieser Nummer fortzusetzen. Die schematischen Skizzen stammen aus sowjetrussischen Vorschriften. Sie sind, neben den Zeichnungen des Oberschützen Markowsky, die beste Illustration zu den Erlebnis- und Erfahrungsberichten unserer Kameraden

Die Sowjetsoldaten verstehen von allen unsern bisherigen Gegnern am meisten von der Geländeausnutzung und Tarnung. Mit sicherem Instinkt legen sie ihre Feldstellungen so an, daß sie selbst auf allernächste Entfernung nicht zu erkennen sind. Man stolpert, wenn man ihre Schliche nicht kennt, sozusagen in sie hinein, weil Schützenlöcher, Postenstände, Deckungsgräben, MG-Nester, Batterie- und Protzenstellungen ihrer Umgebung äußerst geschickt angepaßt sind.

Die neuseeländischen und australischen Truppen zeigten bei den Gefechten am Aliakmon, um die Olympstellung und bei Larissa im Griechenland-Feldzug, daß sie sich in Felsheide und Machiabüschen fast unsichtbar machen konnten. Sie werden jedoch im Tarnen bei weitem von den Bolschewisten übertroffen, die meist als Land- und Forstarbeiter, oft auch als Fischer, Jäger, Hirten und Nomaden von Kindesbeinen an mit der Natur eng verbunden aufwuchsen und denen Wald, Busch, Moor und Steppe die gewohnte Umgebung sind.

Die Dienstvorschriften für die Sowjetarmee haben diese Instinkte und natürlichen Begabungen der Bevölkerung der Sowjetrepubliken durch eingehende Anleitungen weiterzuentwickeln verstanden. Die hier veröffentlichten Zeichnungen aus einer sowjetischen Vorschrift mögen als Beispiel der List und Verschlagenheit betrachtet werden, mit der die Sowjets kämpfen. Sie verabscheuen bei ihrem „Versteckspielen“ im Gelände kein Mittel und brechen selbst Gräber auf, um ihre Beobachter auf Friedhöfen, wo sie am wenigsten vermutet werden, anzusetzen.

Der deutsche Soldat traf bei seinem Vormarsch nach Osten seinen Gegner immer wieder in Meisterwerken der Befestigungs- und Tarnkunst, aus denen die Bolschewisten oft erst aus kürzester Entfernung das Feuer eröffneten, und in denen sie sich in vielen Fällen bis zur letzten Patrone verteidigten. Auf diese Weise ist mancher der in vorderster Linie eingesetzten deutschen Infanteristen und Pioniere zum Spezial-„Reichsbunker-Knacker“ geworden, wie der Soldat scherzhaft diejenigen Kameraden nennt, die es besonders gut verstehen, mit Handgranaten, Pistole, Maschinenpistole und Sprengladung die Bolschewisten in ihren Löchern unschädlich zu machen.

Den ganzen Sommer und Herbst hindurch traf der deutsche Soldat wohl in jeder vorbereiteten Sowjetstellung auf die fast unsichtbaren Erdbunker. Es waren dies tief in den Boden eingelassene Baumstämme, über die eine feste Bohlendecke gelegt war. Das ganze tunnelartige Bauwerk wurde mit Erde beworfen, auf die man dann große, sauber ausgestochene Grasplacken wie Dachziegel legte. Der niedrige Eingang und die schmale Beobachtungs- und Schießscharte wurden mit Buschwerk verdeckt und auf diese Weise alle geradlinigen und rechteckigen Kanten, die dem geschulten Auge im Gelände sofort als künstlich geschaffen auffallen, unterbrochen und aufgelöst.

Immer wieder erlebte der deutsche Soldat die wirklich großzügigen Erd- und Holzarbeiten der Sowjets in all ihren Sperrstellungen, zu deren Anlage und Tarnung sie oft Hunderttausende von Männern und Frauen zusammengetrieben hatten.

Eines ist dem Sowjetsoldaten jedenfalls in Fleisch und Blut übergegangen: Er verschwindet bei Beschuß sofort in der Erde. Spatengebrauch ist ihm eine Selbstverständlichkeit. Aus dieser Tatsache erklärt sich auch seine Empfindlichkeit gegenüber gewissen deutschen Waffen. Während er MG und leichte Flak mit ihren rasanten Flugbahnen nicht so sehr fürchtet, weil er vor ihnen in seinen Löchern Deckung findet, sagen ihm die Steilfeuerwaffen wie Granatwerfer, IG, Nebelwerfer und Artillerie meist gar nicht sehr zu und zermürben ihn bald, weil ihre Granaten ihn von oben her fassen können.

Der deutsche Soldat hat sich auf die Kampfesweise der Sowjets sehr bald eingestellt und sie selbst, nachdem er ihre „Heckenschützenart“ erkannt und durchschaut hatte, oft mit richtigen Waldläuferkunststücken zu überlisten verstanden. Mehr als im Polen- und Frankreich-Feldzug konnte er hier das, was er während seiner Gefechtsausbildung in der Tarnkunst gelernt hatte, anwenden. Auch ihm war die Verkleidung des Stahlhelms mit Buschwerk, Kornähren oder Kraut gelehrt worden. Ihm hatte man gezeigt, wie seine Schützenmulde gegen Erdsicht und Fliegerbeobachtung zu tarnen ist. In Lehrvorführungen hatte er nach der Methode „falsch und richtig“ erlebt, wie man aus einem Waldrand heraustritt, daß man am Rande von Gehölzen nicht quer zur Front läuft, daß man spiegelnde Zelluloidscheiben von Kartentaschen und in der Sonne blitzende Waffen verdeckt. Er weiß, daß jede Bewegung zu erstarren hat, wenn Flieger erscheinen oder wenn der Gegner nachts Leuchtkugeln abschießt. Ihm ist die Anlage von Scheinstellungen zur Täuschung des Feindes vertraut. Er hat gelernt, vor allem nachts das Gehör zu gebrauchen und Geräusche, wie das Klappern von Kochgeschirren und Schanzzeug, lautes Sprechen und Kommandieren zu vermeiden. Das Tarnen von Fahrzeugen und das Aufsuchen von Schattenplätzen während jeder Rast sind ihm zur Selbstverständlichkeit geworden. Manches konnte er allerdings in dieser Beziehung von seinem Gegner im Osten noch dazulernen. Aber schon nach den ersten Kampfwochen entschied der Erfolg für ihn. Er stellte der List und Verschlagenheit des Feindes eine neue Kampftaktik entgegen. Es sei da — um ein Beispiel zu geben — nur an die verschiedenen Unternehmungen von „Flüsterbataillonen“ erinnert, bei denen sich mehrere hundert Mann starke Kampfgruppen mit schweren Waffen im „Gänsemarsch“ durch Dickicht und Urwald schlichen, um den Feind vom Rücken her fassen zu können.

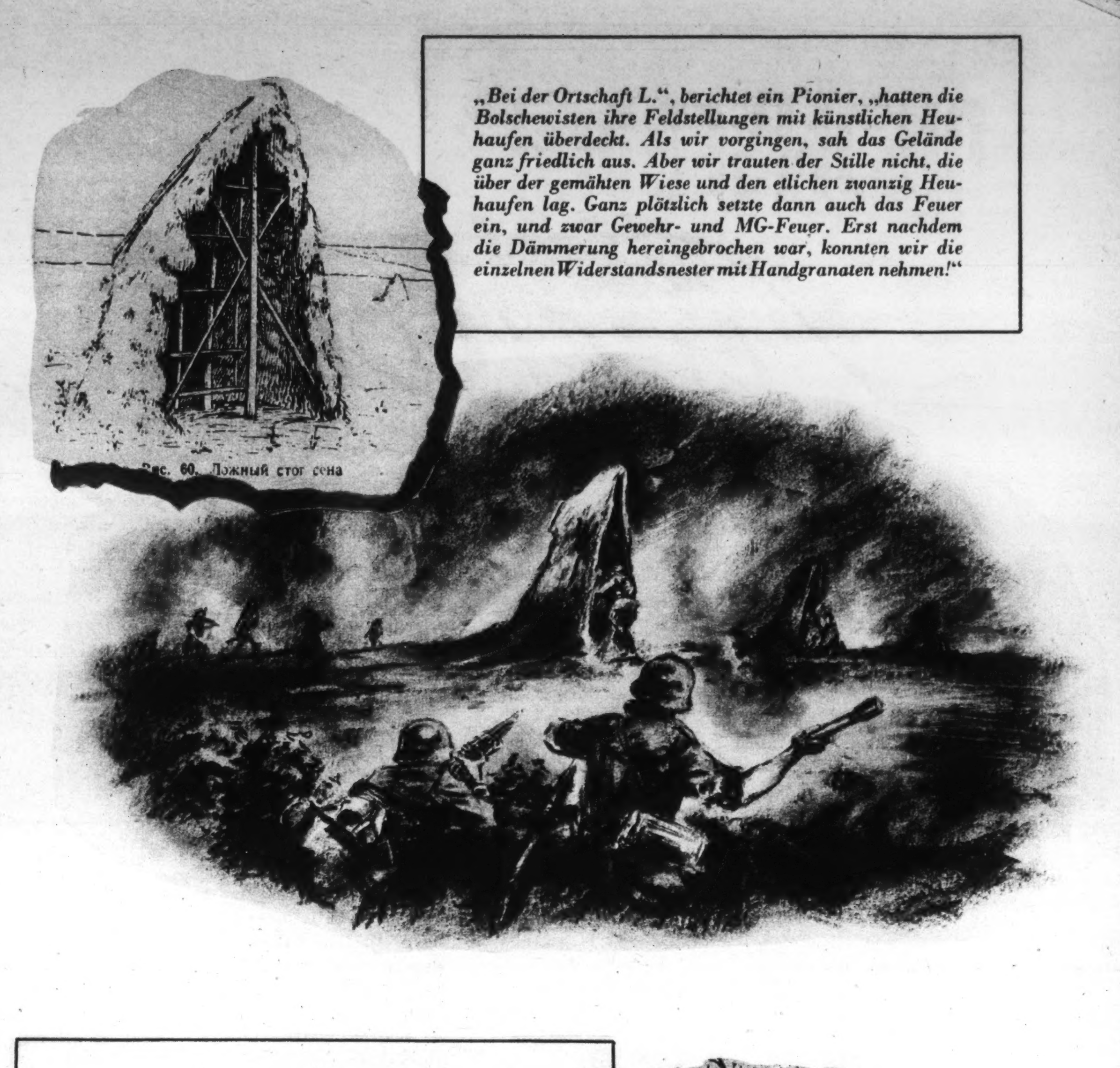
Im Weltkrieg wurden schon ähnliche kühne Gewaltvorstöße durchgeführt. Damals stellte die „Rommelstrippe“, das Fernsprechkabel, die Verbindung zwischen Stoßtrupp und eigener Linie dar. Der heutige

In einem Brief des Uffz. Sch. heißt
Die Bolschewiken funkten nur mit
über die die Essenholer und Melder
zu einer Waldecke konnte man ohn
Munitionskarren der Sowjets und di
Lauf. Denn kaum zeigte sich jemand
durch die Luft gegurgelt. Es war un
mußten. Wir hatten sie jedoch noch
Burschen zu überlisten. Wir verleite
hängten wir ein paar Kochgeschirre
Fernsprechkabel, an dem wir aus 2
Stunde in laut rasselnde Bewegung
daß der Feind dieses Lärmen hört
konnte.
unterwe
als ein
kehren
eines D
schwind
Gräbern
suchte s
B-Stell
worden
konnten
Waldec
Von de
der folg
waren

„Wir hatten“, schreibt Leutnant Kurt L., Zugführer in einer MGK, in seinem Erlebnisbericht, „
lichen Widerstandsnester niedergekämpft und beinah den Dorfrand erreicht, als wir plötzlich
MG-Feuer erhielten. Da das Gelände links und rechts von den Nachbarkompanien durchkämmt wo
konnten wir uns den Feuerüberfall nicht erklären. Als wir in einer kleinen Mulde etwas Deckung
hatten, beobachteten wir genau das Gelände hinter uns. Sobald wir die Köpfe ein wenig hoben,
MG-Feuer wieder ein. Plötzlich — ich traute meinen Augen nicht — sah ich, wie sich etwa hun
von mir entfernt ein Steinblock bewegte. Ich ließ eins meiner MG den Block unter Feuer nehmen. N
Gurt wurde es drüben still. Es fiel auch kein Schuß mehr, a
vorwagten und auf den Steinblock zugingen. Es stellte
an Ort und Stelle heraus, daß der Stein gar kein S
sondern die ausgezeichnete Tarnung einer Feldstellung. I
sowjetischen Schützen waren tot.“



s. Sch. heißt es: „Wir lagen bei D...owka in einer ganz gemütlichen Stellung. ten nur mit ihrer Artillerie immer auf ganz bestimmte Stellen im Sumpf, und Melder gehen mußten. Aber wir hatten uns bald darauf eingestellt. Bis nte man ohne Gefahr gehen, doch dann lag gleich dahinter ein zerschossener wjets und dieser Karren war immer der Startplatz zu einem wilden 200-Meter- sich jemand dort, so kamen schon Sekunden später die Lagen hintereinander t. Es war uns klar, daß die Bolschewiken irgendwo eine gute B-Stelle haben jedoch noch nicht ausgemacht. Da uns das nicht gelang, versuchten wir die Wir verleiteten sie zu einem großen, unnützen Munitionsverbrauch. Nachts Kochgeschirre an der Waldecke auf und setzten sie mit Hilfe von einem Stück m wir aus 250 m Entfernung aus einem Deckungsloch zogen, pünktlich alle le Bewegung. Und jedesmal gab es dann die üblichen Lagen. Die Tatsache, Lärmen hörte, bewies uns, daß seine B-Stelle nicht allzu weit entfernt sein konnte. Aber wo war sie...? Zwei Nächte hindurch waren Spähtrupps unterwegs, um die B-Stelle zu suchen. In der zweiten Nacht endlich, als ein Spähtrupp gerade unverrichteter Dinge in die Stellung zurückkehren wollte, sah der Spähtruppführer zwei Bolschewisten am Rande eines Dorffriedhofes entlangschleichen und zwischen den Gräbern verschwinden. Kurz darauf krochen zwei weitere Sowjets zwischen den Gräbern hervor und verkrümelten sich nach hinten. Der Spähtrupp suchte sofort systematisch den Friedhof ab und entdeckte tatsächlich die B-Stelle, die 200 m vor unserer Stellung in einem Grab eingerichtet worden war. Da der Friedhof etwas höher lag als das übrige Gelände, konnten die Beobachter von dort aus den Sumpfweg und gerade die Waldecke überblicken und jedes Geräusch, das von dort kam, hören. Von dem ‚Grab' aus wurde das Artilleriefeuer jedesmal ausgelöst. In der folgenden Nacht haben wir die B-Stelle ausgehoben. Die Burschen waren schön überrascht, als wir sie aus dem ‚Grab' herausholten."



„Bei der Ortschaft L.", berichtet ein Pionier, „hatten die Bolschewisten ihre Feldstellungen mit künstlichen Heuhaufen überdeckt. Als wir vorgingen, sah das Gelände ganz friedlich aus. Aber wir trauten der Stille nicht, die über der gemähten Wiese und den etlichen zwanzig Heuhaufen lag. Ganz plötzlich setzte dann auch das Feuer ein, und zwar Gewehr- und MG-Feuer. Erst nachdem die Dämmerung hereingebrochen war, konnten wir die einzelnen Widerstandsnester mit Handgranaten nehmen!"



Gefreiter Otto G., bei Waldkämpfen in Ostkarelien auf einem Spähtrupp verwundet, schreibt aus einem Lazarett: „Wir gingen durch einen Tannenwald vor. Vom Feind war nichts zu hören und zu sehen. Plötzlich erhielten wir aus unmittelbarer Nähe Gewehrfeuer. Ich bekam einen Oberschenkelschuß und warf mich hin. In diesem Augenblick hörte ich einen meiner Kameraden rufen: ‚Vorsicht, da hockt einer auf dem Baum!' Es ging alles blitzschnell. Aber ich sehe noch, als wäre es eben geschehen, meine Kameraden vor mir, wie sie den Baumschützen herunterholen. Er trug ein Tarnhemd, das ihn unseren Augen selbst auf die kurze Entfernung hin fast unsichtbar gemacht hatte. Das Mündungsfeuer hatte ihn meinen Kameraden verraten. Er gehörte zu einer Sicherungskette der Sowjets, und meine Kameraden haben mir später geschrieben, daß sie in dem Wald noch eine ganze Anzahl von diesen Baumschützen aushoben."

...nisbericht, „die feind- ...ir plötzlich von hinten ...rchkämmt worden war, ...was Deckung gefunden ...wenig hoben, setzte das ...ich etwa hundert Meter ...er nehmen. Nach einem ...chuß mehr, als wir uns ... Es stellte sich dann ... gar kein Stein war, ...ldstellung. Die beiden

Oberbefehlshaber der Panzerarmee Afrika, Generaloberst Rommel, hat darüber in seinem Erlebnisbuch „Infanterie greift an" spannend berichtet, wie er damals als Oberleutnant seinen jeweiligen Gegner überlistete.

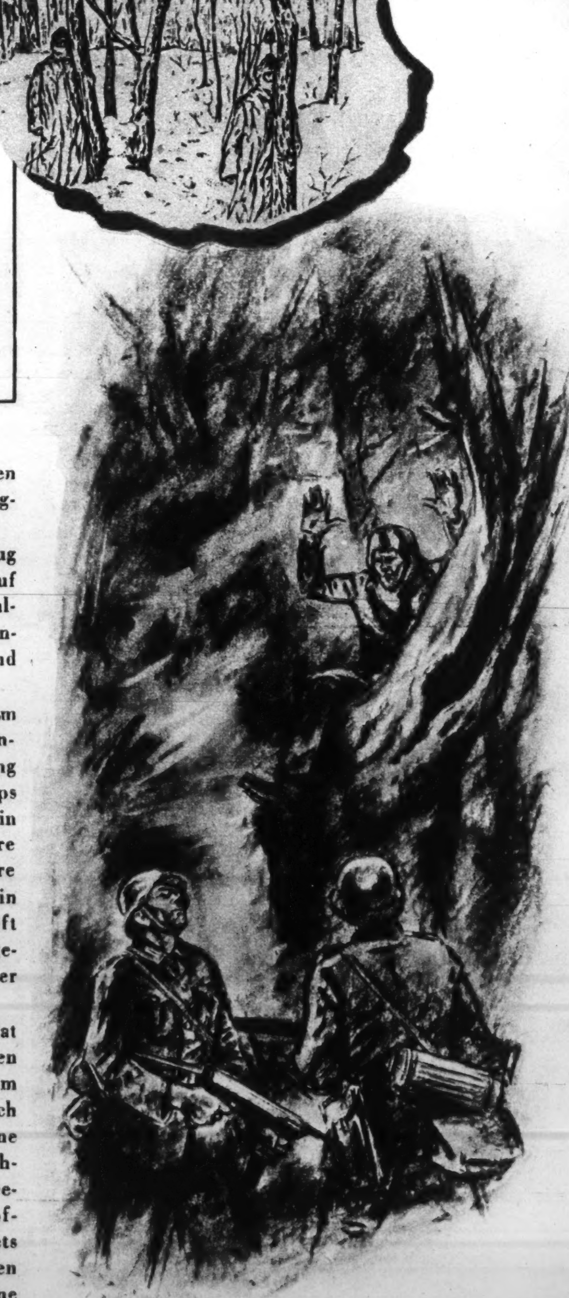
Im jetzigen Ostkrieg bestehen alle diese Aktionen jedesmal in einer Überraschung des Gegners und in einer Überlistung mit seinen eigenen Mitteln. Im übrigen aber muß gesagt werden, daß es der deutsche Soldat als Angreifer und im Vertrauen auf die Treffsicherheit und Stärke seiner Waffen mit der Tarnung nicht immer so genau nehmen kann, wie es manchmal ratsam wäre. Schußfeld und gute Sicht gehen ihm wohl jedesmal noch vor Tarnung und Deckung. Oft kann er sich nicht die Zeit nehmen, um die Stellung zu suchen, die zugleich Schußfeld und eigene Unsichtbarkeit bietet.

Hier sei noch als Beispiel berichtet, welche „Kleinigkeiten" oft das Feuer des Gegners auslösen: Eine Panzerkompanie hatte am Dnjepr-Ufer vor der Stalin-Linie eine Kolchose besetzt. Der Feind schoß mit Artillerie nur gelegentlich über den Strom herüber, aber dann trafen seine Geschosse allerdings jedesmal mitten zwischen die Holzhäuser und forderten fast regelmäßig Opfer. Bald hatten die Panzerschützen heraus, welches Signal das Feuer des Feindes auslöste. Sie waren es nämlich selbst, die dem Gegner den günstigen Augenblick zum Abfeuern zeigten, obwohl das Dorf von drüben gar nicht einzusehen war. Von der anderen Dnjepr-Seite mußte man vom Dorf nur den hochragenden Baum des Ziehbrunnens erkennen können, und jedesmal, wenn er von den Panzerschützen betätigt wurde, um Wasser aus der Tiefe heraufzuziehen, dann rauschte automatisch der Segen jaulend durch die Luft herüber. Auf solche „Kleinigkeiten" ist also aufzupassen.

Oft geben eine von einem fahrenden Kraftfahrzeug aufgewirbelte Staubwolke, der rauchende Kamin auf dem Haus eines verlassenen Dorfes, bläulich qualmende Kochfeuer im Walde, das Rumoren von Panzern und Treckern oder Spuren im Sande dem Feind wertvollen Anhalt.

Auch jetzt, im Winterfeldzug, für den die Sowjets im Finnenkrieg Erfahrungen sammeln konnten, wenden sie alle nur erdenklichen Künste der Tarnung und verschlagene Kriegslisten an. Ihre Schi-Spähtrupps tragen Schneemäntel, so daß sie im Frühlicht oder in der Dämmerung oft bis auf wenige Meter an unsere Postierungen unerkannt herankommen können. Ihre Panzer sind weißgekalkt und für die Panzerjäger in dem weiten weißen Land sehr schwer erkennbar. Oft verraten nur die ersten Schüsse die nahenden Ungetüme, die erst bei Feuerabgabe ihre Umrisse genauer zeigen.

Aber auch im Winterkrieg hat der deutsche Soldat sozusagen schon zwei Stunden nach dem ersten Schneefall begriffen, wie er sich umzustellen hat, um sich möglichst unsichtbar zu machen. So fährt auch bei uns heute kein Panzer oder Kraftfahrzeug ohne weißen Tarnanstrich, und die Schützen und Spähtruppgänger tragen weiße Helmüberzüge und Schneemäntel. Nur unermüdliche Wachsamkeit, stete Kampfbereitschaft und ein Argwohn, der vom Feinde stets das Schlechteste erwartet, sind Waffen gegen einen verschlagenen, brutalen Gegner und machen seine Hinterhältigkeiten zunichte.





DIE JNSEL DER Sirenen

Malta — britische Hoffnung und Enttäuschung

Früher nannten die Engländer die Insel Malta ihren „Lehnsessel im Mittelmeer". Heute nennen sie Malta die „Sirenen-Insel", weil die Statistiker inzwischen 1500 Luftalarme gezählt haben.

Das Unglück der Insel Malta ist ihre strategische Position. Am bemerkenswertesten an ihr ist dementsprechend ihre bewegte, ruhelose, blutige Geschichte. Die Ursprünge ihrer Besiedlung liegen im Dämmer einer versunkenen Mittelmeerkultur, über die nicht viel Zusammenhängendes bekannt ist. Um 1250 v. Chr. ließen sich die Phönizier an den Steinküsten und in den kargen Tälern nieder. Ihnen folgten die Griechen, Römer, Goten, Wandalen, Araber und Normannen. 1266 bauten die Franzosen unter Karl von Anjou eine Festung, die von den Spaniern erobert wurde. Und 1530 schenkte Karl V. die Insel dem Malteserorden. Die zahlreichen Kriege, die im Mittelmeerraum gewütet hatten, erstreckten sich auch alle auf Malta. Die Insel war immer eine Schlüsselposition. 1798 setzte sich Napoleon auf seinem Zug nach Ägypten durch Bestechung in ihren Besitz und gründete eine Garnison; sie wurde schließlich durch die Engländer aufgebrochen. Die britische Herrschaft besteht seit 1800.

Malta ist klein. Es umfaßt eine Fläche von 316 Quadratkilometern. Diese Fläche wird von 256 000 Menschen bewohnt. Vielleicht sind es seit Kriegsbeginn durch die Verstärkung der britischen Garnison, die im Frieden eine Besatzung von 10 000 Mann zu haben pflegte, einige Tausend mehr. Statistisch läßt sich sagen, daß auf einem Quadratkilometer mehr als 800 Menschen wohnen. Sie leben auf einem harten und wenig fruchtbaren Boden und sind auf Zufuhren angewiesen. Der Hauptteil dieses Handels wird von den Engländern kontrolliert. Sie können den Brotkorb heben und senken, wie sie es gerade brauchen.

Die maltesische Bevölkerung war vor Ausbruch des Krieges in ein italienisches und ein anglophiles Lager gespalten. Die italienische Partei, die innerlich schlagkräftiger und zahlenmäßig stärker war, wurde von Enrico Mizzi, einem feurigen und mitreißenden Dichter und Journalisten, geführt, die englische Partei von dem Baron Bologna Strickland, einem gekauften Renegaten. Zwischen der maltesischen Bevölkerung und der britischen Verwaltung gab es zahllose kleine und große, hartnäckige und blutige Konflikte. Der Freiheitswille der italienfreundlichen Volksteile wurde brutal stranguliert.

Seit 1800 ist Malta der größte englische Flottenstützpunkt im Mittelmeer. Es ist die wichtigste und mächtigste Bastion auf dem Weg, der von Gibraltar über Zypern zum Suezkanal führt. Es war eine der drohendsten Festungen auf dem britischen Seeweg nach Indien. Die Entwicklung des Luftkrieges hat Malta strategisch entwertet. Die Insel liegt im Luftweg 95 Kilometer von Sizilien, 240 Kilometer von dem italienischen Stützpunkt Pantelleria und 340 Kilometer von Tripolis entfernt. Sie ist von drei Startbasen her in bequemer Reichweite der Bombenflugzeuge der Achsenmächte.

Maltas Felsenküste wurde im Lauf der Jahre von den Engländern über und über mit Kanonen gespickt. Es wurden zahlreiche Militärflugplätze gebaut und gut getarnt — der wichtigste ist Luka — und riesige Öl-, Munitions- und Nahrungsmitteldepots in die Felsen gesprengt. Diese Felsenkeller dienen der Bevölkerung bei Luftalarm zugleich als Unterstände. Die großen Häfen Maltas, Porto Grande und Porto di Marsamuscetto und der Hafen von La Valetta selbst, haben trotz ihrer günstigen Lage und der sich zahlreich bietenden Schiffsverstecke ihre große Bedeutung eingebüßt. Die Versenkung des britischen Flugzeugträgers „Illustrious" im vergangenen Januar machte diese Tatsache besonders augenfällig. In Malta suchen nur gelegentlich noch im Schutz der Nacht kleine britische Einheiten Unterschlupf. Dagegen erhofften sich die Engländer — da Malta als Flottenstützpunkt nun praktisch wertlos war — von der Entsendung starker Verbände der Royal Air Force, die Italien und Nordafrika bombardieren sollen, neue offensive Vorteile. Von Malta aus sollte vor allem der Nachschub für die italienischen und deutschen Afrikastreitkräfte abgeschnitten werden. Der Plan ist mißlungen. Auf Malta, auf seine Häfen und Flugplätze, regnet es deutsche und italienische Bomben. Diese unablässigen Angriffe sind eine Art Feuerschutz, eine wirksame Flankendeckung für die Panzerarmee des Generalobersten Rommel.

Sir Edward Jackson, der englische Gouverneur in Malta, schrieb am 20. Januar 1942 in einem Artikel in der Londoner Zeitung „Daily Mail": „Unsere Aufgabe ist es, die Verschiffung des feindlichen Nachschubs und feindlicher Verstärkungen zur See und in der Luft zu unterbinden. Infolgedessen erwarten wir nicht, ein besonders ruhiges Leben zu führen. Wir hören, daß die Leute in England, die Freunde und Verwandte in Malta haben, sich um diese Angehörigen ängstigen, besonders wenn sie erfahren, daß wir bis zu 15 Luftangriffen innerhalb von 24 Stunden erlebten, daß wir von diesen 24 insgesamt 10 Stunden lang ununterbrochen bombardiert wurden. Das Ziel des Feindes ist es, unsere Flugplätze und Häfen zu neutralisieren."

Der Verlauf der Ereignisse auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz zeigt, daß der Feuerschutz der Achsenmächte für die Streitkräfte des Generalobersten Rommel wirksamer war als die von Malta aus dirigierte Luftunterstützung für die 8. britische Armee. Der englische Stützpunkt Malta hat die strategischen Hoffnungen, die der britische Generalstab in ihn setzte, nicht erfüllen können. Malta hat nur noch eine Aufgabe: sich selbst zu verteidigen. *Gerhart Weise*

Feuchtes Holz – und doch ein Feuer!





Feuchtes Holz und Feueranmachen, das klingt paradox. Und doch gibt's dafür ein bewährtes Rezept. Man nimmt trockenes Papier und knüllt es zusammen. Dann stellt man die am wenigsten feuchten Holzstücke in Form einer Pyramide über dem Papier auf. Damit diese nicht zusammenfällt, kerbt man die zusammenstoßenden





Enden der Holzstücke fest ineinander. Dann kommt die nächste Lage Holz darauf, und schließlich noch eine, so daß das Papier richtig „unter Dach und Fach" ist. Jetzt zündet man das Papier an. Die sich entwickelnde Hitze kann nicht so schnell entweichen und trocknet rasch das aufgeschichtete Holz. Und schon brennt unser Feuer

Aufnahmen: Gefr. Hanse

Handgranate ins GESCHÜTZROHR!

Wie Unteroffizier Geiger einen Sowjetpanzer erledigte

Die Unteroffiziere Jantzen und Geiger erhielten den Befehl, sich mit ihren 2-cm-Fla.-Geschützen um 14 Uhr 3 Kilometer westwärts von S. bei einer Artillerieabteilung zu melden, um deren Vormarsch zu sichern. Um 13.30 Uhr brach in die Vorbereitungen hierfür der von sechs Panzern unterstützte sowjetische Angriff hinein. Zwei der feindlichen Panzer gelang es, durchzubrechen. Sie fuhren über S. hinaus nach Westen weiter. Ein Kilometer westlich über S. überholten sie, neben der Straße herfahrend, die Geschütze, die auf dem Weg zur Artillerieabteilung waren. Etwa hundert Meter vor ihnen fuhr der zweite schwere Panzer auf die Straße, hielt an und schoß in die Fahrzeuge. Der andere rollte über den Acker weiter und versuchte, den Fahrzeugen den Weg abzuschneiden.

Jantzen und Geiger bogen, da sie an dem schweren Panzer nicht mehr vorbei konnten, von der Straße nach Süden ab. Sie hatten die Absicht, da Jantzen nur noch wenige Panzergranaten besaß, zwischen den Häusern von M. den Panzer zu umfahren. Jantzen bekam im Weiterfahren den Gegner plötzlich günstig vor das Rohr, hielt an und jagte die letzten 30 Panzergranaten in den Panzer hinein, der sofort zu brennen begann. Dann schob er sein Geschütz an ein Haus heran in Deckung. Geiger war inzwischen mit seiner Zugmaschine bis in die Höhe des zweiten Panzers gefahren, brachte sie dort an einer Hauswand zunächst in Deckung und beobachtete ihn. Er stand mit laufendem Motor vor dem Haus und schoß ohne Unterbrechung in die sich einige hundert Meter vor ihm stauenden Fahrzeuge, die im Begriff gewesen waren, sich zum Rückmarsch auf der Straße zu formieren. Eine Feldhaubitze begann jetzt zwischen den Häusern heraus den Panzer zu beschießen. Ein Schuß traf ihn an der rechten Seite. Aber er schoß noch weiter.

Kurz entschlossen rannte Geiger mit einer Handgranate an der Hauswand entlang und sprang über den Straßengraben hinweg an die linke Seite des Panzers heran. Von hier aus winkte er den Artilleristen zu, nicht zu schießen. Mit einem Satz war er an der Stirnwand des Panzers, in dem er die Besatzung sprechen hörte, und stieß die abgezogene Handgranate in das Rohr. Mit zwei Sprüngen gelangte er bis an die Hausecke, hinter der er sich hinwarf. Im selben Augenblicke erfolgte im Panzer die Explosion; das Rohr zerbarst, aus den Öffnungen und Ritzen des Turmes schoß eine Stichflamme hervor. Im Innern begann er zu brennen.

Der Panzer war vernichtet!

Geiger lief zu seinem Geschütz zurück, dessen Bedienung ihm mit dem Gewehr in der Hand den Rücken gedeckt hatte für den Fall, daß die Sowjets das Turmluk öffneten, und fuhr weiter zur Artillerieabteilung.

Für diese Tat wurde Unteroffizier Geiger mit dem EK. I ausgezeichnet.



Der Führer verlieh

Das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz an Generaloberst Rommel

Befehlshaber der Panzerarmee Afrika als 6. Offizier der deutschen Wehrmacht



Generalmajor Harpe
Kommandeur einer Panzer-Division
als 55. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberst Specht
Kommandeur eines Infanterie-Regiments
als 60. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberleutnant Noak
Kompaniechef einer Panzerjäger-Abteilung
als 63. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Generalmajor Breith
Kommandeur einer Panzer-Division
als 69. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberstleutnant von Boddien
Kommandeur einer Aufklärungs-Abteilung
als 58. Soldaten der deutschen Wehrmacht
gefallen am 6. 1. 1942



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes



Oberst Wegener
Kommandeur eines Infanterie-Regiments
als 66. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Generalmajor Freiherr von und zu Gilsa
Kommandeur einer Infanterie-Division
als 68. Soldaten der deutschen Wehrmacht





Oberst Jordan
Kommandeur eines Infanterie-Regiments
als 59. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Major Freiherr von Wolff
Bataillonskommandeur
in einem Schützen-Regiment
als 61. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberst Traut
Kommandeur eines Infanterie-Regiments
als 67. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Es starben den Heldentod die Ritterkreuzträger:

Oberleutnant Helmut von Harnack
Kompaniechef in einem Panzer-Regiment

Oberstleutnant Dr. Albrecht Lanz
Bataillonskommandeur
in einem Infanterie-Regiment

Oberleutnant Wolfgang Ryll
Kompanieführer in einem Panzer-Regiment



Das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes

Oberst Arndt, Kommandeur eines Infanterie-Regiments
Leutnant Bachem, B.-Offizier in einem Artillerie-Regiment
Oberleutnant Benzin, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Oberleutnant von Bismarck, Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment
Leutnant Brüning, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Oberst Cuno, Kommandeur eines Panzer-Regiments
Oberleutnant Dowerk, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Generalleutnant Eberhardt, Kommandeur einer Infanterie-Division
Oberleutnant Dr. Emmert, Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment
Oberleutnant Feuerer, Kompanieführer in einem Infanterie-Regiment
Oberleutnant Fricke, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Divisionsgeneral Di Giorgio, Kommandeur der italienischen Division Savona
Oberstleutnant Ritter von Heigl, Kommandeur eines Pionier-Bataillons
Major Hesse, Bataillonskommandeur in einem Infanterie-Regiment
Oberst Jesser, Kommandeur eines Panzer-Regiments
Oberleutnant Ketterl, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Major Kirschner, Bataillonskommandeur in einem Infanterie-Regiment
Hauptmann Knoespel, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Major Kraft, Bataillonskommandeur in einem Infanterie-Regiment
Oberleutnant Kuhna, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Oberst i. G. von Kurowski, Chef des Stabes eines Armeekorps
Hauptmann Labrenz, Bataillonskommandeur in einem Infanterie-Regiment
Brigade-General Lascar, Kommandeur einer rumänischen Gebirgs-Brigade
Oberst Frhr. von Lüttwitz, Kommandeur eines Schützen-Regiments
General Malar, Kommandeur einer slowakischen Division
Oberstleutnant von Manteuffel, Kommandeur eines Schützen-Regiments
Korpsgeneral Messe, Kommandeur des italienischen Expeditionskorps
Generalleutnant Meyer-Rabingen, Kommandeur einer Infanterie-Division
Major Moshammer, Bataillonskommandeur in einem Infanterie-Regiment
Oberleutnant Mues, Kompaniechef in einem Schützen-Regiment
Oberleutnant Mügge, Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment
Hauptmann Müller, Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment
Major Nentwig, Abteilungskommandeur in einem Artillerie-Regiment
Hauptmann Nobis, Bataillonskommandeur in einem Infanterie-Regiment
Generalleutnant von Oven, Kommandeur einer Infanterie-Division
Gefr. Pelzer in einem Infanterie-Regiment
Major von Petersdorff, Bataillonskommandeur in einem Infanterie-Regiment
Leutnant Pfeiffer, Kompanieführer in einem Pionier-Bataillon
ϟϟ-Obersturmführer Pförtner, Zugführer in einem ϟϟ-Regiment
Hauptmann Pröhl, Führer einer Panzerjägerabteilung
Oberfeldwebel Reinke, Zugführer in einem Infanterie-Regiment
Oberfeldwebel Reisig, Zugführer in einem Infanterie-Regiment
Leutnant Riechert, Kompanieführer in einem Infanterie-Regiment
Leutnant Ruppert, Zugführer in einem Infanterie-Regiment
Generalmajor von Saucken, Führer einer Panzer-Division
Oberst Seyffardt, Kommandeur eines Infanterie-Regiments
Hauptsturmführer Springer, Kompanieführer der Leibstandarte ϟϟ-Adolf Hitler
Leutnant Schiller, Kompanieführer in einem Infanterie-Regiment
Hauptmann Schimmel, Bataillonskommandeur in einem Infanterie-Regiment
Hauptmann Schmidt, Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment
ϟϟ-Oberführer von Scholz, Kommandeur eines ϟϟ-Regiments
Oberstleutnant Schulte-Heuthaus, Kommandeur eines Kradschütz.-Bataillons
Oberst Graf von Schwerin, Kommandeur eines Infanterie-Regiments
Oberleutnant Struckmann, im Stabe eines Schützen-Regiments
Generalmajor Ritter von Thoma, Kommandeur einer Panzer-Division
Major von Usedom, Kommandeur eines Kradschützen-Bataillons
Oberleutnant Valle, Kompaniechef in einem Schützen-Regiment
Hauptmann Wahl, Abteilungsführer in einem Panzer-Regiment
Stabsfeldwebel Wierschin, Zugführer in einem Panzer-Regiment
Oberleutnant Wollschläger, Kompaniechef in einem Panzer-Regiment
Oberst von Zangen, Führer einer Infanterie-Division
Oberleutnant Ziegler, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Oberfeldwebel Zühlsdorf, Zugführer in einem Infanterie-Regiment



zubereitet vom Gefr. WERNER KRUSE



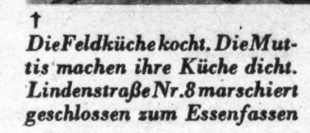
Oberkellner Nr. 11, der im Weltkrieg an der Gulaschkanone stand, ist in seinem Element

„Antreten zum Essenempfang!" Unter dem Kommando des OvD (Ober vom Dienst) rücken die Mittagsgäste zur Essenausgabe ein

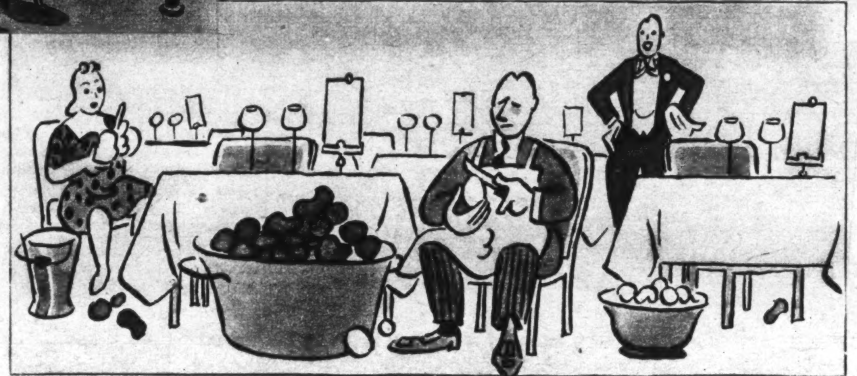


↑
Die Feldküche kocht. Die Muttis machen ihre Küche dicht. Lindenstraße Nr. 8 marschiert geschlossen zum Essenfassen

←
Zum Feldküchenessen gehört die stilechte Bunker-Ecke!



→
Strafdienst der Feldküchen-Meckerer: Kartoffelschälen!



Geburt und Idee des Großen Generalstabes

(Fortsetzung von Seite 5)

den Namen Moltke auf der ganzen Erde bekannt gemacht haben: die Schlacht von Königgrätz und die Schlacht von Sedan. In beiden Fällen siegte die Idee der Vernichtung. Mit dem Namen Moltke ist das Wort verbunden:

„Getrennt marschieren, vereint schlagen!"

Ohne die Schlacht von Cannae so genau zu kennen wie sein späterer Schüler Schlieffen, war Moltke durch seine kritische Beobachtung der Napoleonischen Feldzüge auf einen Hannibalschen, oder wenn man genau sein will, auf einen griechischen Gedanken gekommen. Napoleon hatte manchmal Mißerfolge gehabt, weil es ihm nicht gelungen war, genug Truppen zur entscheidenden Zeit auf dem Schlachtfeld zu haben. Napoleon ließ seine Armeen bis kurz vor dem Ziel auf wenigen Heerstraßen marschieren und trennte sie erst dann, um jede Gruppe an ihren Platz zu führen.

Moltke rechnete sich aus, welche Länge ein marschierendes Armeekorps auf einer Straße einnimmt, und er kam auf die überraschende Zahl von 30 Kilometer. Wollte man noch ein zweites Armeekorps auf der gleichen Straße und von derselben Stelle aus in Marsch bringen, so kam das zweite Korps erst am zweiten Tage dazu, abzumarschieren. Die übrige Zeit brauchte es, um das erste passieren zu lassen und erst dann selber in Marsch zu kommen. Aus dieser Erkenntnis zog Moltke den Schluß: jedes Armeekorps braucht möglichst eine eigene Straße. Also: Die Armeen marschieren getrennt und vereinigen sich erst auf dem Schlachtfeld zum großen Schlag. Freilich verfuhr Moltke nicht schematisch. 1870 bediente er sich z. B. für den kurzen Vormarsch bis zur Saar, dem erwarteten Schlachtfelde, einer größeren Marschtiefe, um in der Schlacht in größtmöglicher Stärke aufzutreten. In die Hannibalsche Denkweise übersetzt: Es ist wichtig, vorher zu wissen, wie ich meine Armeen aufstellen will. Weiß ich dies, ordne ich den Aufmarsch an. Es muß alles, was ich an Kräften verfügbar habe, rechtzeitig auf dem Schlachtfeld sein, das übrige entscheiden der Mut und das Glück!

Mit dem Zirkel und dem Rechenstift hatte Moltke diese Vorarbeit geleistet. Und ihm gelang der erste seiner großen Vernichtungssiege, die Schlacht von Königgrätz.

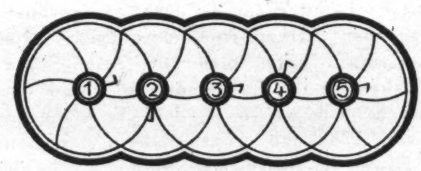
Das Gesicht des Sieges

Moltke erwartete seine Siege mit der Ruhe eines Mathematikers. Diese Ruhe brachte seine Gegner zur Verzweiflung. In seinem Roman „Der Zusammenbruch" schilderte Emile Zola, wie die französischen Unterhändler, die bei Sedan über den Waffenstillstand verhandelt hatten, in ihr Quartier zurückkehrten. Einer von ihnen sagte erbittert über Moltke, dieser Mann sähe nicht aus wie ein Soldat, sondern wie ein Chemiker.

Dies war die Wahrheit. Fünfzig Jahre vorher hätte man allerdings nicht gesagt, Moltke sähe aus wie ein Chemiker. Damals hätte man ihn mit einem Philosophen verglichen. Dies aber wäre zu jener Zeit gewesen, als man die weißen Denkmäler der preußischen Soldaten neben dem kleinen Tempel in Berlin, Unter den Linden, errichtete. Sie erscheinen dem fremden Besucher rätselhaft, und dabei verkünden sie nichts anderes als: das Gesicht des deutschen Krieges ist ein geistiges Gesicht; der Geist ist stärker als jede andere Gewalt!

Lenau

Fünf **rätselhafte** Platten



In die Kreisabschnitte sind um die entsprechenden Ziffern, beim Pfeil beginnend, in der angegebenen Pfeilrichtung Wörter einzusetzen. Bei richtiger Eintragung nennen die oberen Hälften aller fünf Kreise, fortlaufend gelesen, eine mittelalterliche Handwaffe.

1. Angehöriger einer europäischen Rasse, 2. kalkhaltiger Tonboden, 3. Riemenwerk der Zugtiere, 4. Sport, 5. Bestandteil des Bruches.

Gut zusammengefügt

Der Wind braust fußlos erst daher,
Auch Terz und Quart sind ohne Ende;
Ein Tier macht den Beschluß. — Nicht schwer
Entdeckt das Wort man im Gelände,
Das den Soldaten wahrhaft nützt,
Weil es vor grimmer Kälte schützt.

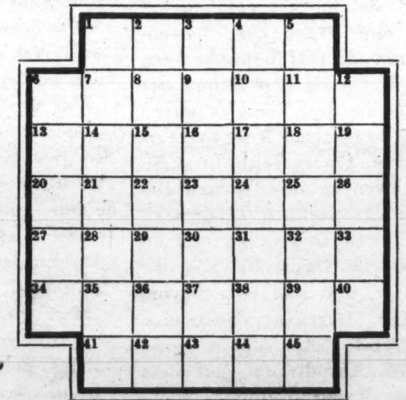
Silbenrätsel

a — bahn — bod — da — de — di — dis — eh — ein — eis — ev — flug — gau — ger — go — ho — i — in — krut — lauf — li — mus — mus — nas — nell — nen — ni — non — plin — plom — re — ren — sau — schrap — so — stra — ße — teu — to — trä — va — vi — werth — wort — zeug — zi.

Aus vorstehenden 46 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Ehrenurkunde, 2. Begriff aus der Straßenverkehrsordnung, 3. europäischer Staatsmann, 4. Gedichtsammlung von Scheffel, 5. neu eingezogener Soldat, 6. Wintersport, 7. Titelheld bei Gustav Freytag, 8. Kriegsschiff, 9. feierliches Versprechen, 10. Stadt an der Lahn, 11. Manneszucht, 12. Heilruf der Italiener, 13. Rheininsel bei Koblenz, 14. Staat der USA, 15. Artilleriegeschoß, 16. König der Teutonen.

Karree-Rätsel



Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben von 1 bis 45 ergeben, fortlaufend gelesen, einen mittelalterlichen Spruch.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Fabelwesen	1	19	2	5	10	12
2. Körperorgan	16	11	14	12	13	
3. Deutscher Philosoph	8	7	41	6	15	12
4. Schlachtenort i. Frankr.	3	17	24	20	13	
5. Fluß in Frankreich .	21	27	22	13	25	
6. Tonne	9	20	4	29		
7. Heftiger Wind . . .	32	15	23	26	39	
8. Klippe	33	7	44	45		
9. Umschlagetuch . .	40	5	18	31	28	
10. Raubfisch	42	38	43			
11. Keltischer Priester .	30	37	34	43	35	36

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Silben-Telegramm: 1. Karlsruhe, 2. Strategie, 3. Achilles, 4. Eosin, 5. Inster, 6. Berlin, 7. Gewehr, 8. Albert, 9. Riegel, 10. Wehrkreis. — Auch stille sein ist ein gewaltig Werk.

Verzwickt: Einsilbig.

Musikersuchen: Beethoven, Auber, Cherubini, Haydn, Berlioz, Reznicek, Adam, Humperdinck, Marschner, Strauß. — Bach, Brahms.

An dritter Stelle: Gewicht, geeicht, Gesicht, Gericht.

Geographisches Ergänzungsrätsel: Schweidnitz, Erlau, Leipzig, Arras, Lennep, Bali, Erfurt, Graudenz, Celle. — Zugspitze.

Rösselsprung: Nun ein heiliger Krieg! / Höchste und tiefste Gewalten / Drängen in allen Gestalten. / Trotze, dann bleibt dir der Sieg. / Greife ins All nun hinein! / Wie du gekämpft und geduldet, / Sind dir die Götter verschuldet, / Nimm dir, denn alles ist dein.

Friedr. Hebbel.



GEORG SCHMÜCKLE

erzählt:



MÜNCHNER LÖWENJAGD

Es mußte wohl stimmen, daß der Fritz Behn in Afrika gewesen war, denn er hatte zwei allerliebste kleine junge Löwen mitgebracht.

Es gibt nichts Lieberes als junge Löwen, solange sie die Milchflasche einem blutigen Rippenstück vorziehen. Und weil der Fritz Behn Bildhauer war, formte er den ganzen Tag kleine tapsige Löwen, einzeln, zu zweien, wie sie spielten, wie sie schliefen. — Er hatte ihnen einen Käfig gezimmert, indem er eine mächtige Kiste nahm, wie sie die Bildhauer besitzen, die ihre Tiere alle in Lebensgröße machen, denn das macht der Fritz Behn, sogar Giraffen und Elefanten macht er in Lebensgröße. — Also eine solche Kiste nahm er, vernagelte die offene Seite mit einem Hühnergitter, an der Rückseite brachte er eine Tür an.

Erst mußte man suchen, bis man die kleinen Löwen in der großen Kiste in ihrem gelben Stroh entdeckte, aber die Zeit verging, und mit der Zeit werden auch junge Löwen älter und älter. Schon standen sie in der Größe eines guten Jagdhundes, dann in der eines Bernhardiners in Gips und Lehm im Atelier.

Allmählich fingen sie an, sich im Brüllen zu üben und machten darin auch ganz erstaunliche Fortschritte —; für Löwen, die aber schon ganz anständig brüllen können, ist eine Kiste mit Hühnergitter kein angemessener Aufenthalt. Das mußte der Fritz Behn täglich hören, und er sah es ja auch selber ein. Er hatte lange schon einen Käfig bei einem Schlosser bestellt, dieser wollte ihn aber nur gegen Barzahlung liefern, und die Löwen wuchsen und wuchsen. Immer sorgenvoller schaute Fritz Behn auf seine Löwen. Diese hatten in das Hühnergitter schon eine ganz ansehnliche Ausbuchtung gedrückt.

Von Tag zu Tag glaubte er das Wachstum der beiden Tiere mit bloßem Auge feststellen zu können. Knurrten sie, regte er sich auf, brüllten sie, fuhr er zusammen. Es war kein Vergnügen für die Freunde, ihn in dieser Zeit zu besuchen.

Da war Ulfert Jansen, der Bildhauer, Wilke, der Zeichner, der lustige Salzmann — sie konnten es ihm nicht recht machen —, trösteten sie ihn, so fuhr er sie an: „Unterschätzt bloß junge Löwen nicht! Gerade in ihrer Tolpatschigkeit sind sie doppelt gefährlich!" So steigerte er sich in eine regelrechte Löwenpsychose hinein. Als diese auf dem Höhepunkt war, lieferte der Schlosser seinen Käfig ab. Der Behn hatte das Atelier verlassen, und nur die drei Freunde waren zufällig bei der Ablieferung zugegen. Was nun erfolgte, war unzweifelhaft eine große Schlechtigkeit. Im Nu waren die beiden Löwen in ihrer neuen Behausung, das Drahtgitter der Hühnerkiste aufgerissen — Eisenkäfig mitsamt den Löwen aufgeladen und an einen unbekannten Ort verbracht. Das erste, was ihr Besitzer am andern Morgen tat, war, daß er sich vom neuerlichen Wachstum seiner Tierchen überzeugen wollte. Der Schrecken war groß. Er suchte seine Löwen, suchte sie überall, im Abstellraum, auf dem geheimen Örtchen, bis in den Keller hinunter suchte er, stöberte hinter der Holzbeige, hinter den Fässern. Dann saß er fassungslos im Atelier und wischte sich den Schweiß von der Stirne: Heiliger Gott! Was tun? So hatte ihn Frau Leokadia Rohleder, seine Aufwartefrau, nie gesehen. „Jo mei Herr Behn, jetzat regens sich nöt auf, es san schon oft Löwen ausbrochen, dia hot mer alle wieder gfangen, und die Ihreten san jo no soo jung!" — „Gerad in ihrer Tolpatschigkeit sind sie doch besonders gefährlich", wiederholte zum soundsovieltenmal aufs höchste gereizt der andere. — „Was schreiens mi denn so an?" begehrte die beleidigte Dame auf, „ist denn überhaupts an Atelier a Menagerie?" Sie war beleidigt, die Leokadia, drum ging sie zum Gegenangriff über: „Das kann einen schönen Schadenersatzanspruch geben, wenn die Tiere etwas anstellen", sagt sie auf Hochdeutsch.

Da raffte sich der Unglückliche auf und tat etwas, was eigentlich rührend war und was die drei Übeltäter tief hätte beschämen müssen, wenn sie nicht ganz entmenscht gewesen wären: Er griff zum Telephon und rief die drei Menschen, die er für seine besten Freunde hielt, an, sie möchten sofort kommen.

Zweie kamen. Und sie sahen seine Not. Und sie waren so ausgekochte Spitzbuben, daß über allem, was nun geschah, kein Fältchen in ihrem Gesichte zuckte. Ja, sie waren so scheinheilige Tropfen, daß der Behn alle seine Not ihnen vertrauensvoll ans Herz legte. An ihrer Freundestreue richtete er sich auf und fand seine ganze Umsicht und Tatkraft wieder.

„Haizuru", sagte er und organisierte die Suche. Wie im afrikanischen Busch. Sie konnten nirgends anders sein als im Garten hinter dem Atelier. Eine zwei Meter hohe Mauer umgab ihn. Erst suchte er den Sandweg ab, der um das Rasenstück führte. Nirgends eine Spur. Also waren sie mit einem Satz über den Weg auf den Rasen gesprungen. Nur in dem dichten Fliedergebüsch konnten sie stecken. Der Ulfert Jansen wollte schon mit einem Stock hineinpreschen.

„Unterschätzt bloß junge Löwen nicht!"

„Gerade in ihrer Tolpatschigkeit liegt ihre Gefährlichkeit", vollendete der Erich Wilke den Satz.

Der Behn hörte es nicht oder tat wenigstens so, denn jetzt war er ganz Löwenjäger. „Zurück ins Haus", donnerte er, als Frau Leokadia Rohleder, die Wohlbeleibte, von weiblicher Neugierde getrieben, erschien, „mit jungen Löwen ist nicht zu spaßen!"

„Nicht vom Platz rühren!" dann verschwand er im Hause und kehrte mit einem alten Tennisnetz wieder: „Ulfert, du nimmst dies Ende, Wilke, du das."

Nun war das Netz gespannt. Von Mauer zu Mauer reichte es. Es müssen schon zwei ganz ausgepichte Brüder gewesen sein, dem Behn seine vermeintlichen Freunde. Der wurde nun aber geradezu heroisch: „Ich treibe die Löwen auf euch zu", sagte er schlicht und einfach, „dann schließt ihr das Netz zum Kreis — wenn einer sich stellt, ganz ruhig stehenbleiben, ruhig ins Auge sehen, das hält kein Löwe aus!"

Und keiner von den beiden Halunken zuckte mit der Wimper! Er aber war ein Held!

„Natakas", sagte er und drang in das Fliedergebüsch hinein wie in einen afrikanischen Dornbusch: „Hurrassassa! Hurrassaa!" hörte man ihn rufen, „hurrassassa!" Er schwitzte vor Aufregung, als er aus dem Buschwerk brach. Wir wissen ja, daß gar keine Löwen drin waren, aber daß er ganz allein und ohne Waffen zwei Löwen im Buschwerk angehen wollte, bewies, daß er richtiges Löwenjägerblut in sich hatte. Von den beiden schlechten Kerlen hätte das keiner gewagt.

„Was tun?" fragte er erschöpft.

„Da ist eine Spur", schrie der Jansen. Und richtig, an der Mauer sah man deutlich und erkennbar den Abdruck einer Löwentatze. Es ist keine Kunst für einen Bildhauer, eine Löwentatze zu formen und einen Abdruck an eine Mauer zu pletzen. Nachher den Entdecker zu spielen, dazu gehört auch nicht viel.

„Sie sind ausgebrochen", stöhnte Behn erschreckt.

„Herr Behn, ans Telephon!" rief, noch hörbar gekränkt, Frau Leokadia Rohleder.

„Hier Behn!" — „Wer, bitte?" — „Hier Polizeipräsidium! Wachtmeister Baldinger. San Sia vielleicht der Büldhauer Behn?"

„Jawohl, aber ich habe jetzt wirklich keine Zeit!"

„Ja wos, keine Zeit! Ham Sia vielleicht zwoa Löwen?"

Das Wort blieb dem armen Behn im Halse stecken.

„Das schon, das heißt —"

„San vielleicht Ehnere Ihre zwoa Löwen abgängig?"

„Ob meine Löwen was sind?"

„Ab—gän—gig! Jo kenne denn Sia koa Deutsch? Ob Ehnere Ihre zwoa Löwen vielleicht durchgange san?"

Da machte Fritz Behn eine Atempause, dann sagte er: „Herr Wachtmeister, es ist mir furchtbar peinlich —"

„Woas ist Ihnen peinlich?"

„Meine Löwen sind ausgebrochen."

„So, so, und dös sagens so seelenruhig! Durchgangen, zwoa wilde Löwen. Also sans doch Ehnere Ihre Löwen!"

„Ja, Herr Wachtmeister, Herr Wachtmeister, was ist mit meinen Löwen?"

„Alsdann, daß Sie glei wissen! Ehnere Ihre zwoa Löwen ham bei der Frauenkirchen a Kindsmadel mitsamt dem Kindwagen angfallen. 's Madel hat die Flucht ergriffen, und dia Löwen san mit dem Kind im Rachen um d' Kirchen bogen und verschwunden."

Der Behn legte den Hörer auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.
„Was gibt's?" fragte scheinheilig der Erich Wilke.
„Die Löwen haben ein Kind zerrissen."
Wie sich die Freunde nun benahmen, das war wirklich gemein.
„Drum ist auch ein Hühnerkäfig kein Käfig für Löwen!" trumpfte der Ulfert Jansen auf.
„Au, das kostet schwer Schadenersatz", munterte ihn der Wilke auf.
„So a armes Hascherl, was das wohl hat leiden müssen!" barmte der Jansen.
Der Ärmste hielt sich beide Ohren zu. Da schrillte das Telephon.
„Hier Polizeipräsidium, Wachtmeister Baldinger! San Sia der Büldhauer Behn?"
„Aber ja!" — „San Sia in Ehnerer Ihrer Wohnung?"
„Das merken Sie doch", schrie der Behn erregt.
„Alsdann passens auf! Sie derfen Ehnere Ihre Wohnung unter gar keiner Bedingung nicht verlossen, damit Sia zu jeder Stunde erreichbar sind. Unter keiner Bedingung! Haben Sie mich verstanden?"
„Aber ja doch!" Ganz verzweifelt klang das.
„Willst du nicht ein bißchen an deinen spielenden Löwen arbeiten?" fragte Wilke. Das war gemein! Das war herzlos! Der Arme zuckte zusammen.
Eine gute Weile saßen sie mit Leichenbittermienen um ihr Opfer, dann meinte der Jansen, er wolle in die Stadt gehen und sehen, was los sei.
„Ulfert, das vergesse ich dir nicht", sagte der Behn, der für das kleinste Zeichen von Teilnahme und Hilfe aufgeschlossen war wie eine Sonnenblume.
Eine Stunde ist eine Ewigkeit, wenn die Nerven fliegen.
Die ganze Stadt sei wie ausgestorben, die Läden geschlossen, Patrouillen mit Militärgewehren durchzögen die Stadt, meldete der Rohling, als er wiederkam.
Rrrrrr, schepperte das Telephon. Und zitternd griff der Behn nach dem Hörer.
„San Sie vorschriftsgemäß in Ehnere Ihrer Wohnung?"
„Aber das hören Sie doch", klang's gequält zurück.
„Also, alsdann derschreckens nöt, Herr Behn, Ehnere Ihre zwoa Löwen, wissens, dia, wo ausbrochen san, die zwoa Löwen —" — „Aber so reden Sie doch!"
„Jo, red i vielleicht nöt? Alsdann Ehnere Ihre Löwen san auf dem Gemüsemarkt über die Viktualienhändlerin, wissens, die Frau Kreszentia Walburger, geborene Mittermaier, hergfollen — haben Sie mich verstanden, Herr Behn?"
„Aber ja doch, was ist denn? Was ist denn geschehen?"
„Den ganzen Rock und außerdem zwoa Unterröck ham die Bestien der Frau Viktualienhändlerin Kreszentia Walburger, geborene Mittermaier, vom Leib gerissen, alsdann —"
„Alsdann? Was alsdann?" — „Alsdann sans verschwunden." — „Und die Frau, was ist mit der Frau?" — „Jaso, die Frau Walburger, dia liegt in einer Ohnmacht und ist nöt zum derwecken." —
Behn zitterte vor Aufregung. „Die Unterröcke wirst du zahlen müssen", meinte der Wilke. „Einen Rock und zwei Unterröcke", fügte der Jansen berichtigend hinzu.
Rrrrrr, schepperte das Telephon wieder.
„Hier Wachtmeister Baldinger! Alsdann, woas ich noch sagen wollte! Daß Sie mir nicht anläuten. Herr Behn, i bin immer woanders, immer hinter den Löwen her — was hams gsogt? Das Kind? Net a Tröpferl Bluet is zu finden. Ja mei, so a kleins Hascherl, dös verschluckt a Löw, da brauchet er net amol drauf z'beißen! Unter keiner Bedingung Ihre Wohnung verlossen, hams mich verstanden?"
Die nächste Stunde verging unter tiefem Schweigen. Daß zwei Menschen es fertigbringen, auf einer Bettstatt und einem Kanapee liegend, grinsend zuzuschauen, wie ein armes Menschenkind auf und ab rennt, und daß diese zwei Halunken das erlösende Wort nicht sprechen, das ist niederträchtig.
Rrrrrr, schepperte das Telephon.
Er wollte erst gar nicht mehr den Hörer abnehmen, der Arme.
„Was ist mit den Löwen?" schrie der Behn ohne weiteres ins Telephon.
„Sia, Herr Behn, dös san zwoa ganz grimmige Bestien, wissens, zwoa ganz gefährliche Raubtiere san Ehnere Ihre zwoa Löwen! Wissens, wos dia sich geleistet ham? In Franziskaner seins eingedrungen, in den vollbesetzten Franziskaner, direkt auf den Kommerzienrat Sedlmaier sans zugestürzt. A oinziger Prankenhieb und —"
„Herr Wachtmeister, Herr Wachtmeister!"
Es kam keine Antwort, und die Qual fing von neuem an. — Rrrrrr!
„Herr Behn, Ehnere Ihre zwoa Löwen san gstöllt. Mir ham die schweren Reiter alarmiert, die Löwen san umstellt vom Militör. I hob jetzet koa Zeit nöt, später, Herr Behn. — I hob doch gsagt, daß i jetzet koa Zeit nöt hob."
Von nun an jagte eine Meldung die andere. Rrrrrr: „Die schweren Reiter schliaßen den Kreis!" Rrrrrr: „Glei kommt's Kommando zum Feuern!" Rrrrrr: „Die Löwen san durchbrochen! Dem Gebürge zua!" Rrrrrr: „Zugspitze, Meteorologische Station: Bildhauer Behn dort? — Soeben sind zwei Löwen in vollständig erschöpftem Zustand hier eingetroffen —"
Drei Sekunden stand der Behn regungslos. In diesen drei Sekunden war der Wilke zur Türe draußen, dann sauste das Tintenfaß — gerade über dem Ulfert Jansen schmetterte es an den Türbalken.

Zeichnung: Gefr. Herbert Thiele



Alle Völker erwarten sehnsuchtsvoll den Frühling. Den drei tüchtigen, auserwählten Musketieren der Freiheit ist jedoch der heiße japanische Sonnenball viel früher erschienen. Ein Wink des Schicksals, diese

Frühlings-Sonne?

„Du hättest dich dieser heißen Sonne nicht aussetzen sollen, das hast du nun da[illegible]n, Franklin!"

Churchill in der Dunkel-„Kammer": „Verflucht, alle meine Fotos von der Reise nach Washington haben Licht bekommen . . .!"



Das einzige, was Musketier Stalin hilf- und zahlreich bieten kann, sind Eiswaffeln. Seine beiden Kampfgefährten lieben seit einiger Zeit das blutrote Himbeereis!

Zeichnungen: Leo von Malachowski

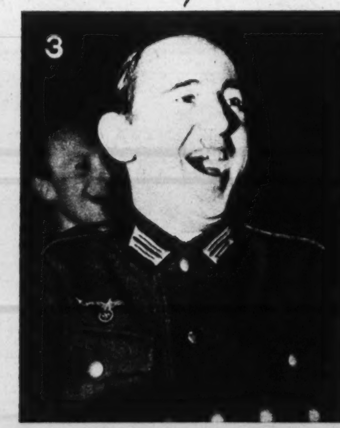
Worüber staunt, lacht und schmunzelt Gefreiter Möller?



1 — *Ernst sitzt er da und starrt gebannt nach vorn. Was geht hier vor?*



2 — *Plötzlich ein fröhliches Lachen. Nanu? Ist der Bann gebrochen?*



3 — *Möllers Lachen ist wie eine Explosion. Da muß ja was Tolles passieren!*



4 — *Ein abwägendes Schmunzeln! Was mag da jetzt bloß vor sich gehen?*



5 — *Jetzt reibt er sich zufrieden die Hände. Worüber? Dreh' die Seite um . . .*

Dreh' die Seite um . . .

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff, Berlin.



Darüber staunt, lacht und schmunzelt Gefreiter Möller

Gefreiter Möller sitzt inmitten verwundeter Frontkameraden, die eine bunte, fröhliche Wehrmachtsveranstaltung besuchen. Seine Mimik drückt es deutlich aus, wie es ihm gefällt. Nun, Kamerad, vergleiche einmal den Bildstreifen auf der vorigen Seite mit diesen Bildern hier! Welcher Gesichtsausdruck des Gefreiten Möller paßt zu den einzelnen Bildern auf dieser Seite? Falls Du es nicht selbst findest — unten auf dieser Seite steht es!

Aufnahmen: Donderer-Scala

Kopf 1 zu Bild E, 2 zu B, 3 zu D, 4 zu A, 5 zu C